Italien

wie es **mir** erschienen ist.

Von

A. G. Eberhard.

Zweiter Theil.

Mit einer lithographirten Beilage.

Halle, 1839.

Verlag von Ed. Heynemann.

Inhalts-Uebersicht

der zweiten Abtheilung.

XXVIII. Abschnitt. Bau in der Paulskirche. — Die Peterskirche, verglichen mit dem Dom zu Köln. — Wünsche für seine Vollendung. Seite 1—8.

(NB. Seite 2, Zeile 2 von unten, ist statt Hiezu zu lesen: Hinzu.)

XXIX. Wie Hr. Nicolai bei der Vollendung des Doms von Köln verfahren würde. S. 8—12. Vorliebe für rothe Dächer, und Widerwille gegen das Rußige, Düsterfarbige. S. 12—17.

XXX. Schätzung und Geringschätzung alter Bau- und Bildhauerwerke. S. 17—22.

XXXI. Versündigungen an alten Bauwerken in Italien, auch anderwärts, namentlich in Köln. S. 23—29.

XXXII. Das große k. Schloß in Caserta mit seiner kostbaren Wasserspielerei. S. 30—37.

*

XXXIII. Mürats tragisches Ende — gefährliche Lage Neapels und mehrerer k. Schlösser. S. 37—41. Blick in die sonstige Wohnung Louis Philipps im Palais royal. S. 41—44.

XXXIV. Eselreiterei — frühe Gewöhnung der ärmern Kinder an Selbstständigkeit. S. 44—47. Beladung eines Esels mit Pferdedünger. S. 47—51. Hofetikette bei den Spazierfahrten in Neapel. S. 52—56.

XXXV. Der offne Speisesaal bei der **Strada di Lucia**, und Gassenbubenscenen. S. 56—63.

XXXVI. Procession von jungen Mädchen in Rom. S. 64. 65. Procession in Tivoli mit vielen Engelchen. S. 65—70. Besuch des Wasserfalls. S. 70. 71. Procession auf dem Wege nach Caserta, und Blumenfest in Genzano. S. 71—73.

XXXVII. Gefangenschaft bei einem öffentlichen Schreiber in Neapel. S. 73—78. Improvisirter Roman und Heirathsantrag. S. 78—82. Rasche Lösung der Aufgabe zu einem Liebesbriefe. S. 83. 84. Nachherige Mienensprache meines Secretairs. S. 85. 86.

XXXVIII. Prachtvoll erleuchtetes Theater S. Carlo — böse Erfahrung, die ich dort gemacht. S. 87—90. Verhandlungen darüber — interessante Wohnung der preußischen Gesandtschaft. S. 91—93. Warnung für Andere — Aehnliches in Deutschland. S. 93. 94.

XXXIX. Verlust der Pässe in Mentone. S. 95—97. Verhandlungen zur Erlangung eines Interimspas-

ses. S. 98 — 103. Wer der Dieb war. S. 104 — 106.

XL. Ausflug nach Pompeji. S. 107 — 110. Eidechse und Schlange. S. 110 — 112.

XLI. Fahrt nach Salerno — nach Pästum — und zurück nach Castelamare — Capri. S. 112 — 117. Besuch des Vesuvs — Fest beim Einsiedler. S. 117 — 119.

XLII. Ausflug nach Puzzuoli, Bajä, Ischia. S. 119 — 121. Vereitelter Plan, Capri noch einmal zu besuchen, und Sorrent kennen zu lernen. S. 122 — 124.

XLIII. Ueber Hrn. Nicolai's Verzichten auf den Besuch von Pästum, Ischia und Capri. S. 125 — 127. Ueber die blaue Grotte und ihr Licht- und Farbenspiel. S. 127 — 132. Ein lithographirtes Blatt als Beilage. S. 133.

XLIV. Ueber die Eigenthümlichkeit der Vegetation und des Klima's von Italien, zur Zurückweisung Nicolai'scher Aeußerungen. S. 134 — 138. Vergleichung der vorjährigen Witterung in Italien mit der in Deutschland. S. 139 — 141. Wirkung auf Gesundheitszustände. S. 141 — 143.

XLV. Das mittelländische Meer, und Italien als Landschaft. S. 143 — 145. Grüner Schmuck von Feld und Wiese. S. 145 — 147.

XLVI. Herr Nicolai büßte manchen schönen Anblick durch seine Schuld ein. S. 147 — 150. Ueber die Weinreben-Guirlanden Italiens. S. 150 — 152.

XLVII. Ueber die Bäume Italiens. S. 152 — 157. Hin-

weisung auf Manches, was Hr. Nicolai zu sehen versäumte. S. 158—160.

XLVIII. Blüthengesträuche am Wege. S. 160 — 164. Zwei Bilder, die ich mir wünschte — froher Rücklick auf die ganze Reise. S. 164—167.

XLIX. Meine Besuche bei Thorwaldsen — emfangene Geschenke. S. 167 — 175.

L. Rückblick auf Herrn Nicolai's Reise und Reisebeschreibung. S. 175. 176. Wohin es führt, wenn man, wie er, verfährt. S. 177—179.

A. Mittheilung des Plans zur Beschreibung eines „Deutschland, wie es wirklich ist," von ein einem Italiener. S. 180—205.

B. Abhalten vom Schreiben — Hereinragen eines Geistes in mein Zimmer. S. 205 — 208. Ysop Lafleür, und Bekehrung durch Hellseherei. S. 208—213.

C. Hellseher-Blicke in Nicolai's Reise — Charakteristik des fingirten Reisenden. S. 213 — 217. Nähere Andeutungen satyrischer Züge. S. 217 — 220.

D. Andeutung gehäuften Jammers als komisches Motiv. S. 220—224. Komik durch angedichtete Lächerlichkeit. S. 224—227.

E. Komik durch Poltronnerie. S. 227 — 229. Komik durch angedichtete Albernheit in Ansichten und Urtheilen. S. 229—233.

F. Komik durch Uebertreibungen und Widersprüche. S.

233 — 237. Deutung komischer Aeußerungen. S. 237. 238.

G. Ehrenerklärung. S. 238 — 240.

Schluß-Cadençe. Hrn. Nikolai's Noten zu Recensionen seines Buchs — sein Wunsch, daß sein Buch in Gymnasien und Schulen eingeführt werde. S. 241 — 253.

Schluß-Accord. Zwei ältere, lateinische Schriften über Flöhe — höherer Werth des Nicolai'schen Werks. S. 254 — 259.

sammle. S. 158 — 162.

XLVIII. [illegible]

XLIX. [illegible]

L. [illegible] hung. S. 175. 176. [illegible] er fährt, [illegible] er, verfährt. S. 177 — 179.

A. Mittheilung des Plans zur Beschreibung eines [illegible] [illegible], wie er [illegible] S. 180 — 205.

B. [illegible] vom Schreiben — [illegible] in mein Zimmer. S. 205 — 208. [illegible] Belehrung durch [illegible]. S. 208 — 215.

C. [illegible] — [illegible] S. 215 — 217. [illegible] S. 217 — 220.

D. [illegible] S. 220 — 224. Kunst durch [illegible]. S. 224 — 227.

E. Kunst durch [illegible]. S. 227 — 229. Kunst durch [illegible] in [illegible]. S. 229 — 234.

F. Kunst durch [illegible] und [illegible]. S.

Italien,

wie es mir erschienen ist.

Zweite Abtheilung.

XXVIII.

In der Paulskirche, einem Kloster außerhalb der Stadt zugehörig, sahen wir eine große Bauthätigkeit. In dem Brande von 1823 blieb, außer den weiten Umfassungsmauern, nur wenig vom Feuer so verschont, daß es noch ferner brauchbar gewesen wäre. Die alte, prächtige Kirche hatte weder eine gewölbte Decke, noch waren statt ihrer, die starken, queer über liegenden Balken mit Brettern verschlagen, sondern man konnte von unten frei hinauf nach dem Dachstuhle sehen. Als dieser nun brennend in den untern Raum der Kirche hinabstürzte, wurden die Marmorsäulen zu bröckligem Kalk gebrannt und die Granitsäulen ebenfalls von der zerstörenden Glut unwiederherstellbar verdorben, weil stark angeglühter Granit, trotz seiner Härte, sich mehr und weniger abblättert. — Jetzt standen schon wieder etwa hundert neue, schöne Säulen aufgerichtet: im Hauptschiff von grauem Granit, und zur Abtheilung der Seitenschiffe von weißem Marmor. Große, schön gearbeitete Marmorstücke, welche

auf diesen die Bogen von einer zur andern bilden sollen, fing man eben an aufzusetzen. Zwei sehr kolossale Granitsäulen am Anfang des Hauptschiffes standen schon auf ihren Stellen, so wie vier kleine für den Hochaltar bestimmte, von brauner Farbe. Auch zwei neue Marmor-Statuen waren schon aufgestellt. Das einzige erhaltene, in einer hohen Nische befindliche Mosaikbild auf Goldgrund, Christum und die vier Evangelisten in colossalen Figuren darstellend, wurde eben an der Stelle, wo es etwas beschädigt worden ist, ausgebessert. — Viele unersetzliche, antike Säulen sind bei dem Brande verloren gegangen, als endlich erfolgte Bestrafung für den Raub, den man durch ihre Entführung von ihren alten Stellen begangen hatte! In den neuen Bau wird aber mehr Harmonie kommen, als wahrscheinlich in dem alten war! und Rom wird wieder eine sehr prachtvolle Kirche mehr aufzuweisen haben. —

Das christliche Rom ist mit seiner Hinneigung zu gräcisirendem Säulenprunk und Rundbogen in die Fußtapfen des früheren, heidnischen Roms getreten; und weithin, nicht in Italien allein, ist man vielfältig diesem Beispiele gefolgt. An kirchlichem Säulenschmuck besitzt also Rom vorzüglich einen großen Reichthum. Hiezu der größten und prachtvollsten Kirche aber, dem Dome des h. Petrus,

führen zwar in großen Bogenlinien zwei vierfache Säulengänge, allein die Façade ist nur mit hohen Pilastern verziert, und im Innern werden die weit und hochgespannten Rundbogen-Gewölbe des Hauptschiffes, so wie der Seitenschiffe mit ihren kleinen Kuppeln, und vor Allem die hochschwebende, stolze Hauptkuppel, von mächtigen, vielleicht Jahrtausende dauernden Pfeilern getragen, die ebenfalls nur mit Pilastern geschmückt sind. Die Säule spielt hier nur eine untergeordnete Rolle, und in der gewundenen Form beim Hochaltar eben keine preiswürdige.

Wer würde nicht mächtig ergriffen von diesem majestätischen Dome! Von der kolossalen Großartigkeit seiner Anlage! und von der verschwenderischen und dennoch immer edel gehaltenen Pracht seiner Ausschmückung! Wieder und immer wieder mit dem lebhaftesten Interesse, bin ich in seinen weiten Hallen umhergewandelt, zur Auffassung der grandiosen Dimensionen und des vielartigen Marmor- und Vergoldungsschmuckes, und habe, so lange ich konnte, verweilt vor Michel Angelo's (leider nicht gut beleuchteten) und Thorwaldsen's trefflichen Marmor-Arbeiten, und an den Seiten-Altären vor den meisterhaften Mosaik-Verewigungen vieler der herrlichsten Gemälde, welche Italien aufzuweisen hat.

Doch immer — ich konnte den Gedanken nicht

abwehren — dachte ich hinterher an den Dom von Köln — mit einer Art von Stolz, daß auf deutschem Grund und Boden, ins Leben gerufen von deutschem Geiste, ein solcher Prachtbau auf's Bewunderswertheste empor zu wachsen begann — aber auch mit tiefer Trauer, daß er unvollendet blieb, und daß Deutschland in mehr als einem halben Jahrtausend die Mittel zu seiner Vollendung nicht finden konnte! — Wenn er aber vollendet wäre in seiner vollen architektonischen Herrlichkeit, und einer von beiden — der Dom zu Köln, oder der Dom zu Rom — müßte, nach einem strengen Rathschluß eines unerbittlichen Schicksals, durch ein Erdbeben verschlungen werden, und mir wäre die Entscheidung überlassen, welcher Prachtbau als Opfer fallen solle: — ohne mich einen Augenblick zu bedenken, gäbe ich den Dom zu Rom den unterirdischen, finstern Mächten Preis, um — nicht etwa blos zu Deutschlands, sondern zu Europas Ehre — den Dom von Köln zu retten. — Schelte mich wegen dieses Urtheils, wer Lust dazu hat! Ich bleibe doch bei meiner Ansicht. Die Kölnischen starken und doch schlank erscheinenden Riesenpfeiler, in ihrer ungeschmückten einfachen Herrlichkeit, besonders am hohen Chor, sind mir ein ungleich erhebenderer Anblick, als die schweren, mit Marmor bekleide-

ten Massen in Rom. Die gothischen Spitzbogen überhaupt sind mir in einer christlichen Kirche ungleich ansprechender, als die griechisch-römischen Rundbogen. Die äußere Architektur an St. Peter zu Rom ist wenig werth, dagegen am Dom zu Köln aufs Bewundernswertheste vortrefflich; und so erhaben schön auch die große Hauptkuppel St. Peters ist; so wäre sie doch, wenn auch nur einer der Kölnischen Riesenthürme vollendet dastände, von diesem weit überwogen.

Da rühmte ich dann auch in Rom den Freunden, was Preußens hoch verehrter, protestantischer König, mit edelm Kunstsinn, für den katholischen Dom zu Köln bereits gethan und fortwährend noch thut, um das erhabenste aller architektonischen Fragmente nicht ferner verfallen zu lassen, wie es seit langer Zeit unter den katholischen Herrschern leider der Fall gewesen ist; und ich wünschte mir bei der nächsten Allocution des Papstes, die Ehre zu haben, sein Souffleur zu seyn, um ihn vor dem versammelten Kardinals-Kollegio laut rühmen zu lassen, was der protestantische König für das katholische Köln gethan. — Mehr noch wünschte ich indessen, der beredteste und einflußreichste von allen Bundestagsgesandten zu Frankfurt zu seyn, um den Bundestag einen Beschluß fassen zu lassen, der es allen deut-

schen Bundesfürsten — katholischen und protestantischen — zu einer Ehrensache machte, mit vereinigten Geldkräften — je nach Verhältniß ihrer Mittel — zur unverzögerten, endlichen Vollendung des Doms zu Köln, als eines Nationalwerks erster Größe, ganz nach dem alten, meisterhaften Plane, gemeinschaftlich mitzuwirken. Zur Ausschreibung von Kölner-Monaten, nach Art der sonstigen Römermonate, würde für diesen Zweck, die ganze gebildete Welt freudig Beifall rufen; Deutschland erhielte den prachtvollsten Juwel in seine Krone; und Deutschlands Fürsten setzten sich eins der dauerndsten und bewundertsten Ehrendenkmäler. —

Ueberlese ich, was ich da von meinen Wünschen geschrieben habe: so sehe ich freilich ein, daß sie wohl nie, wenigstens lange noch nicht, in Erfüllung gehen werden. Nicht etwa, weil es unausführbare Hirngespinste wären, oder weil der Gegenstand nicht von großer Bedeutung und nicht der höchsten Theilnahme würdig wäre, sondern weil eine Schmach, an deren Anblick Hohe und Niedrige einmal gewöhnt sind, von den Meisten kaum mehr gefühlt wird, und so, durch Verjährung, ein immer vollgiltigeres Bürgerrecht erhält; und weil es überhaupt in der Regel schwer hält, an ein großes Werk zu gehen, bei dem sich nicht Zinsen, wie bei einer Eisenbahn, berechnen

lassen. — Wie lange ertrug man, mit gläubig verblüfftem Sinn, die hierarchischen Fesseln Roms! Wie lange sah man, ohne Mitgefühl und Abhülfe, den Greuel der Leibeigenschaft! Wie langsam und schwer gab man die vornehme Ansicht auf, daß adliches Blut besser sey, als bürgerliches, und daß zu den höchsten Stellen im Staate nur adliche Abstammung berechtige! Wie arg ist in dem prahlerischen Frankreich noch immer der Volksunterricht vernachlässigt! Wie lange besann man sich in Deutschland, ehe man das Geisteseigenthum der Schriftsteller gegen den Raub der Nachdrucker schützte! Und besteht nicht bis diesen Augenblick noch die schändliche, als ein Recht geltende Barbarei, daß große Seemächte, wenn sie in Krieg miteinander gerathen sind, Kaperbriefe austheilen, um bewaffnete Räuberschiffe zur Plünderung und Wegnahme friedlich segelnder Kauffarthei-Schiffe zu autorisiren?! Selbst das hohe Albion, das sich mit seiner Sclaven-Emancipationsbill so brüstet, schändet und brandmarkt sich noch mit diesen ehrlosen Raub-Sanctionen! — — Nun, so wird dann auch wohl die alte Schmach noch fortdauern, daß Deutschlands herrlichster Kirchenbau, mit dem es alle Nachbarstaaten überragen könnte, unvollendet, als eine geborne Ruine, dasteht! Wenigstens bis jetzt will

der christliche Hercules sich noch nicht zeigen, welcher den kräftigen Anstoß gäbe, das großartige Werk zu vollenden, und dadurch endlich die beleidigten Schatten Derer, die es so rühmlich begonnen, zu versöhnen! —

Doch ich will mich darüber nicht weiter ereifern. Habe ich doch die Aussicht, daß ich meinen alten Verdruß über diese uralte Schmach bald im Grabe verschlafen werde. Schwerlich träume ich dann noch von dem Dome zu Köln. —

XXIX.

Manche möchten nun wohl meinen, das Aussprechen meiner Wünsche für seine Vollendung sey ein hors d'oeuvre zwischen meinen Bemerkungen über Italien und über Hrn. Nicolai's Buch. Aber hierin irrt man sich. Ich habe nichts bei den Haaren herbeigezogen; es lag mir vielmehr sehr nahe, grade hier und jetzt die Sache zur Sprache zu bringen, weil vielleicht nie wieder ein solcher Glücksstern den erneuerten Bau überstrahlen möchte, als es eben jetzt der Fall seyn würde. Ich will mich gleich näher erklären.

Von Berlin aus würde doch unstreitig die oberste Leitung des großen Bauwerks betrieben werden, und man würde, seiner außerordentlichen Wichtigkeit wegen, gewiß nicht einen Baumeister an die Spitze stellen, sondern eine ganze Commission von Sachverständigen aus der Reihe der Staatsbeamten constituiren. Früge man nun, — wie weiland zu Frankfurt nach einem Dalberg — mit wohlbedachter Vorsorge umher, wer zum Präsidenten dieser Commission und zum Haupt-Stimmgeber und Wortführer bei der großen Angelegenheit zu ernennen seyn möchte: so würde unfehlbar die Antwort lauten, daß man hiezu einen Mann, der sich in der Welt umgesehn habe, und „mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne ausgestattet" sey, wählen müsse. Und siehe da! mit dem vollsten Rechte könnte dann sogleich Hr. Nicolai, mit seinem Buche in der Hand, hinzuspringen, und mit demselben den unumstößlichen Beweis führen, daß ihm vor allen Andern die Präsidentenstelle zukomme, denn sein Buch sagt unwidersprechlich aus, daß er ein gereister Mann ist, der sich in Florenz, Rom und Neapel tagelang umgesehn, und viel an den italienischen Häusern zu tadeln gewußt hat; und gleich auf der ersten Seite seines Buchs hat er es der Welt verkündigt, daß er „mit der innigsten

Empfänglichkeit für das Schöne ausgestattet" sey. — Nun, er muß das am besten wissen. Auch muß ja der ärgste Zweifler zugestehn, daß er die Schönheit der italienischen Frauenwelt sehr scharf kritisirt, und sich überall nach rothen Dächern und hübsch angestrichenen und gefärbten Häusern, auch sehr nach goldnen Kuppeln umgesehn, doch leider immer vergeblich danach gesehnt hat.

Jene Präsidentenstelle könnte ihm also nicht entgehn, und sicher würde er sie, nach bestem Wissen und Gewissen, zu verwalten streben. Das ist meine volle Ueberzeugung, denn er ist gewiß ein sehr pflichtgetreuer Mann. Hiezu nun seinen ganz eigenthümlichen Geschmack und Sinn fürs Schöne, seine kräftige Energie bei vorkommenden Streitsachen, und seine splendide Freigebigkeit, mit untermischter kleiner Oekonomie, noch mit gerechnet: wie würde unter seinem Präsidio jener Bau gedeihen! Wie würde sein verfeinerter Geschmack den ursprünglichen Bau-Plan des alten Steinmetzen, Meister Gerhard, überbieten! Welchen ungleich schöneren Dom, als ihm eigentlich zugedacht war, würde Köln durch Herrn Nicolai bekommen! Wer sein Buch gelesen hat, kann das nicht bezweifeln. — In das Labyrinth seiner Ideen zu Verschönerungszugaben im Innern des vollendeten Doms, mag ich, mit mei-

ner zaghaften Phantasie mich nicht stürzen; aber was das Aeußere betrifft: so kann ich dreist behaupten, daß er nicht nur das ganze Mauerwerk mit den buntesten Farben anstreichen, und das ungeheure Kirchendach mit möglichst rothgebrannten Ziegeln decken, sondern auch auf das Dach mehr als eine spiegelblank in Feuer vergoldete Kuppel setzen lassen würde. — Welche Augenweide würden die bunten Mauern, welchen Glanz-Effect würden das rothe Dach und die goldenen Kuppeln hervorbringen! Nicht blos Köln und seine nächstgelegenen Dörfer, sondern ringsum die halbe Rheinprovinz könnte sich, mit Hülfe von Fernröhren, bei hellem Sonnenschein daran ergötzen! — Nichts wäre dann billiger, als daß man, so wie in Herrn Nicolai's Buche, gleich vornan neben dem ersten Titel sein lithographirtes Brustbild prangt, ihn in ganzer Figur und Lebensgröße, als Marmor- oder Erz-Statüe, gleich vornan bei der Haupt-Eingangsthür des Doms, zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste, aufstellte. — Wie herrlich wäre das Alles! Läßt man aber wieder ein Menschenalter und mehr noch hingehn, ohne Hand an den großen Bau zu legen, und auch Hr. Nicolai schließt darüber, so wie ich, die Augen zum ewigen Schlafe: wo wird man dann einen Bau-Präsidenten hernehmen, grade von einem

so gebildeten Geschmack, als der des Herrn Nicolai?! Das, das ist es, was der Kunstfreund vorzüglich zu bedauern hat, und was mir den Anstoß gab, die Sache grade hier zur Sprache zu bringen!

Glaube man ja nicht, daß meine Vorstellungen von Hrn. Nicolai's architectonischem Kunstgeschmack und überhaupt von seinem Schönheitssinn übertrieben sind, wenn ich behaupte, daß der Dom von Köln, unter seinem Präsidio vollendet, unfehlbar weit schöner herausgeputzt werden würde, als er ursprünglich hat werden sollen. Daß die alten Bauherrn keinen Nicolaischen Sinn für's Schöne hatten, beweist an dem einen, vollendeten Theile des Doms, gleich die Bedeckung des Daches mit Bleitafeln. Welch eine düstre, unergötzliche Farbe hat das Blei! Das ließe Hr. Nicolai ganz unfehlbar, sobald er Präsident beim Dombau würde, herunter reißen, rothe Dachziegel an die Stelle des Bleis setzen, und mit diesen fortfahren bei der Weiterführung des Dachs. Rothe Dächer sind für ihn ein gar zu reizender Anblick. Durch ganz Italien schmachtet sein Schönheitssinn nach rothen Dächern! Diese unbefriedigte Sehnsucht verstimmt ihn fortwährend! Schon darum kann es ihm in Italien nicht gefallen, weil es keine rothen Ziegeldächer aufzuweisen

hat! Selbst in Florenz vermißt er sie, und rühmt den armen Florentinern, unter den übrigen Vorzügen Prags, auch die rothen Dächer von Prag. Und ein Paar Seiten weiter wirft er Florenz abermals vor, daß die vielen rußigen Häuser und schwarzen Fensterlöcher, so wie der Mangel an rothen Dächern bald ein unbehagliches Gefühl erregen, welches unwillkürlich zu einer Zergliederung (das heißt: zu einer mißfälligen Ansicht) der ganzen Gegend führt. Selbst Tivoli mit seinen wilden Felsen, seinen schönen, größeren und kleineren Wasserstürzen und Cascaden genügt ihm nicht ganz. „Wie reizend" sagt er „müßte diese Gegend seyn, wenn Tivoli maigrüne Matten, reinlich übertünchte Häuser und rothe Dächer hätte!" In Neapel findet fast nichts Gnade vor Herrn Nicolai's Augen. Mitten in einem langen Verzeichniß widerwärtiger Anblicke und Gerüche, rühmt er aber den angenehmen Anblick, welchen „die zinnoberrothen Buden der Limonadenverkäufer gewähren." Besonders erwähnt er dann noch, daß auch die 3 bis 4 Fuß hohen Säulen derselben roth angestrichen sind, und schließt die Schilderung endlich mit der Versichrung, daß der zinnoberfarbene Anstrich dieser kleinen Buden ihr ungemein freundliches und einladendes Ansehen bewirken helfe. —

So sehr man geneigt seyn könnte, ihn, in seinem vielfach losbrechenden Zorn gegen Postmeister, Postillone und Cameriere's, mit einem kollernden Puterhahne zu vergleichen: so muß man ihm doch das Zeugniß geben, daß er, in Beziehung auf die rothe Farbe, welche den Puterhahn in Zorn versetzt, ganz entgegengesetzter Natur ist, da seinem Schönheitssinn nichts über die scharlach- oder zinnoberrothe Farbe geht.

Dagegen sind die düstern Farben ihm ganz zuwider; er klagt nicht allein über die rußigen Häuser in Florenz, über die räuchrigen Paläste des Corso zu Rom, und über die schwarz und verräuchert aussehenden Häuser in Tivoli, sondern auch der Obelisk auf der Piazza Novana zu Rom wird von ihm als ein rußiger bezeichnet, und über das Pantheon daselbst, das nach seiner architectonischen Einsicht entweder gar keinen Eingang mit Säulen, oder deren, symmetrisch, zwei oder vier haben müßte, (!!!!) läßt er das Strafurtheil ergehn, daß dies Bauwerk, welches obenein so rußig und verfallen aussehe, unmöglich ein edles Gemüth ergreifen könne. So sagt er auch von den beiden, auf dem Platz des Capitols aufgestellten Kaiser-Statuen, sie sehen zu schwarz und verräuchert aus, als daß sich ein Gemüth voll Schönheitssinn daran erquicken

könne. — (Es wäre ein ganz inconsequentes aus der Rolle Fallen und sich selbst Untreuwerden, wenn er das Manuscript zu seinem merkwürdigen Buche nicht mit rother, statt mit schwarzer Diente geschrieben hätte.) —

Alle, die so einfältig sind, mit den Landschaftmalern der Meinung zu seyn, ein Florenz und ein Tivoli, plötzlich mit rothen Ziegeldächern beschenkt, wäre ein künstlerischer Greuel, und unter allen Dächern wäre ein ziegelrothes die widrigste Störung in einem schönen Landschaftbilde, dagegen der düstre Farbenton an alten flachen Dächern, und besonders an altem Mauerwerk, dem Maler der willkommenste, und vortrefflich mit Wald, Feld, Wasser und Luft in Harmonie zu bringen — Alle, die dies bisher meinten, mögen sich nun, Herrn Nicolai gegenüber, ihres Ungeschmacks schämen! Leider habe auch ich bisher zu diesen Geschmacklosen gehört, habe mich der alten rußigen Paläste Strozzi und Medicis, so wie ähnlicher, und des alten Pantheons, ob es gleich nur einen Eingang mit alten schwarzen Säulen hat, gar sehr gefreut, auch z. B. den Anblick von Aquapendente, das Herrn Nicolai nichts als Verdruß gemacht hat, in seiner Alterthümlichkeit auf seiner Felsenhöhe für recht malerisch gehalten, so wie auch das altergraue Bol-

sena, das Hr. Nicolai einen „elenden Steinhaufen" schilt, mit seinen alten, gelblich bemoosten flachen Dächern, für eine, bis zu seinem Thurme sich recht malerisch aufbauende Masse gehalten, und überhaupt auf unzählichen Stellen, wo Herr Nicolai nur altergraue Häßlichkeit sah, mich malerischer Formen und Farben erfreut. — Aber Hr. Nicolai versteht das besser, und die obigen Beispiele seines ganz absonderlichen Schönheitssinnes und Kunstgeschmacks rechtfertigen also unwidersprechlich meine Behauptung, daß der Dom von Köln, wenn er ihn vollenden ließe, ganz gewiß recht bunt angefärbt und mit einem möglichst rothen Ziegeldache aufgeputzt werden würde. — Quod erat demonstrandum. —

Recht aufrichtig muß ihn Jeder, der seinen Schönheitssinn zu schätzen weiß, wegen seiner Verirrung nach Italien bedauern, das so viele graue, braune, ja fast schwärzliche Alterthümlichkeit zur Schau trägt. Möge er sich nie wieder in solche Regionen verirren! Zum Beispiel ja nicht etwa nach Griechenland! — Die genußreichsten Reisen für ihn würden unstreitig die seyn, die er, in der Nähe seiner vaterländischen Kieferwälder, nach abgebrannt gewesenen Dörfern, mit funkelnagelneuen, weiß und bunt angestrichenen Häusern, mit recht hohen, ro-

then Ziegeldächern richtete. Wollte er sich aber einmal eine besondere Güte thun, und sich recht weit versteigen, um die Merkwürdigkeit einer ganzen Stadt mit roth bleibenden Ziegeldächern zu bewundern: so müßte er zu seiner Gemüthsergötzung eine Wallfahrt nach Ratzeburg machen, von dem der alte (Robinson) Campe einmal sagte, daß es mit seinen rothen Ziegeldächern einer Schüssel voll gekochter Krebse gleiche. — Das wäre Wasser auf Herrn Nicolai's Mühle.

XXX.

Nach den obigen Zeugnissen von Hrn. Nicolai's elegantem Kunstgeschmack ergiebt sich gleich a priori, daß ihm die Ruinen aus grauer Vorzeit, nur mit wenigen Ausnahmen, einiges Ergötzen bereiten konnten, ja nicht selten sein Mißfallen erregen mußten. Sein armer römischer Cicerone (von ihm Mossiou genannt) hat Das vielfach erfahren, wenn Hr. Nicolai ihn bei seinen Demonstrationen derselben unterbrach, manchmal ziemlich unhöflich ihn nicht zu Worte kommen ließ, oder ihn, wie in der Villa

Hadriana, wegen des Zeigens der „vermaledeiten Steinklumpen" tüchtig ausschalt. —

Gern ist ihm zuzugeben, daß unter den zahllosen antiken Bauresten viele sehr unbedeutend und zum Theil sehr willkürlich mit historischen und mythologischen Namen getauft sind, und daß sich unter den alten Statuen, Büsten und Vasen Vieles befindet, was von geringerem Kunstwerth, oder auch schlecht ist. Das weiß man ja längst; und man braucht nicht erst nach Italien zu reisen, um das zu erfahren, wenn man anders sich schon im Voraus ein wenig um die dortigen Alterthümer bekümmert hat.

Aber neben der Bewunderung und vollen Schätzung des Trefflichen, kann man das Mittelgut wenigstens ertragen, und über das Schlechte hinwegsehn. — Oder soll man, was nicht vortrefflich ist, zerschlagen und ganz vertilgen? Wie würde es dann Vielem aus den frühesten Kunstepochen, zum Beispiel der so wichtigen egyptischen, ergehn! Soll Das zerstört werden, weil es nicht zu den Kunstwerken ersten Ranges gehört? — Man braucht kein blinder Verehrer des Alten zu seyn, um Das barbarisch zu finden. Auch bei geringerm Kunstwerth bleibt die Arbeit aus grauer Vorzeit interessant, und das Mittelgut, und selbst das Schlechte

ist oft, hinsichtlich der Staaten-, Religion-, Sitten-, Kunst- und Kunstgeschmacks-Geschichte, des Aufbewahrens wohl werth. Ueberhaupt — wenn es nicht zur lächerlichen Ueberschätzung oder gar zu einer Art von Abgötterei getrieben wird — ist es wohl ein ganz gutes Gefühl, welches das Altüberlieferte — das Menschenwerk aus grauer Vorzeit, sey es Buchstabe, Bild, oder Bauwerk — in Ehren hält, und auch künftigen Jahrhunderten aufzubewahren sucht. Es ist ein Hinhorchen und Hinschauen nach den Stimmen und den Bestrebungen untergegangener Geschlechter und Völker, womit man nicht allein sie, sondern auch sich selbst und überhaupt die Menschheit ehrt. Das Werk einer Hand, die schon seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden, in Asche zerfallen ist, erhält — wenn es auch kein Meisterwerk ist — eine Art von Nimbus. Ein Auge, das diesen nicht sieht, ein Sinn, der diesen nicht anerkennt, möchte sich wohl nicht damit brüsten dürfen, in die Reihe der Gebildeten, mit besondrer Empfindung Begabten, zu gehören. Und wo das rechte Maß der Schätzung nicht getroffen wird, da möchte die etwas zu hohe Schätzung doch rühmlicher seyn, als die weisethuende Geringschätzung, zumal wenn sie sich gar noch ihrer kalten Gleichgültigkeit rühmt.

Jede wahrnehmbare Erinnerung an eine historisch merkwürdige Zeit, ist unsrer Beachtung werth. Auch aus unbedeutenden Mauerresten können uns unvergeßliche Namen zugerufen, oder Räthselfragen geisterhaft zugeflüstert werden. Auch dem unbedeutendern alten Mauerwerk, wenn es sonst nicht hinderlich ist, mag seine Stelle also gegönnt seyn, so lange Zeit und Elemente es nicht gänzlich zerstören. Ja, das Wichtigere hier und da, durch Befestigung oder kleine Ergänzung, gegen schnelleren Verfall zu sichern, gehört gewiß zu den lobenswerthen Bestrebungen einer Zeit, welche das werthvolle Alte zu würdigen weiß.

Sehr fehlgegriffen ist es daher von Hrn. Nicolai, wenn er von einer Ausbesserung an dem (überhaupt unklaren) sogenannten Grabmal der Curiatier hinter Albano, Veranlassung nimmt, im Allgemeinen die Aechtheit der Ruinen Italiens in Zweifel zu ziehen!! Wie er nur zu gern das Kind mit dem Bade verschüttet! so ruft er auch hier aus, er wünsche, dies Grabmal nie gesehen zu haben, weil dadurch seine mißtrauischen Ahnungen zur unumstößlichen Gewißheit geworden seyen!!!

Was es mit der Ergänzung jenes Bauwerks für eine Bewandtniß hat, weiß ich nicht zu sagen; aber Das ist gewiß, daß es in seiner jetzigen Er-

scheinung, und wenn es nach und nach auch noch so alter-grau oder schwarz geworden seyn sollte, von keines Kenners Auge für ein ächt antikes Bauwerk gehalten werden wird. Eben so wenig wird man am Kolosseum die neueren, aus gebrannten Steinen aufgebauten Ergänzungen, (die nicht sowohl zur Herstellung der alten Form, als vielmehr zur Abwehrung des Einsturzes großer unterminirter Partheien angesetzt sind) mit dem alten Prachtbau aus großen Travertin-Blöcken, jemals verwechseln können. Und wäre hier und da auch von den zahllosen alten Bauresten Manches als zweydeutig oder unsicher in einzelnen Theilen aufzugeben: wie würde es sich als eine nicht zu beachtende Kleinigkeit im Vergleich mit der Menge der allerunzweideutigsten Ruinen verlieren! Sehe man doch die großartigen Ueberbleibsel alter Kaiserpaläste des palatinischen Hügels! der Thermen des Caracalla! die unterirdischen Pfeilerhallen von Bajä! und nicht weit davon die Ruinen mehrerer Tempel, vorzüglich des Tempels der Venus! Und vieles Andere dieser Art! Da trägt doch jeder Stein den ächten Stempel der alten, großen Kaiserzeit! Nur ein Narr könnte da von unächten Ergänzungen und Täuschungen träumen.

So en passant, wenn man, von Rom kommend, am nämlichen Tage noch Tivoli kennen lernen will, die ganze Villa Hadriana zu durchwandern, ist freilich kaum möglich; aber welcher verständige Reisende wird nicht gern einige Zeit und Anstrengung zum Opfer bringen, um wenigstens einen Ueberblick über jene weit zerstreuten Trümmern zu bekommen? Etwas Großartigeres, durch die Willenskraft eines Menschen, zur Befriedigung seiner Laune und seiner Prunksucht zu Stande gebracht, kann man wohl nirgends, als auf dieser Stelle sehn! — Und der verständig dienstfertige Cicerone, der Herrn Nicolai in diese höchst interessanten Räume führte, ward, statt Dankes für diese Bemühung, mit den brutalen Worten: „Der Teufel hole Ihre Villa Hadriana!" angeschnauzt! — Ich sage sehr absichtlich: „angeschnauzt." Denn mit diesem rohen Ausdruck ist jenes rohe Benehmen, wie ich glaube, am Treffendsten bezeichnet. — Man hat ihn also, wenn er anstößig seyn sollte, nicht auf meine, sondern auf Herrn Nicolai's Rechnung zu schreiben. —

XXXI.

Will man, in Beziehung auf die Ruinen Italiens, eine Anklage gegen die Italiener aussprechen: so ist sie nicht wegen betrügerischer Ergänzungen, sondern wegen roher Zerstörungen, rücksichtloser Beraubungen, und widriger Verwendungen zu anderen Zwecken, anzustimmen. Die Zerstörungs- und Plünderungs-Sünden, deren das alte siegestrunkene Rom sich gegen andere Völker schuldig machte, wurde nicht allein durch die nachherigen Verwüstungen kriegerischer Barbaren gerächt, sondern das christliche Rom half auch das heidnische Rom zerstören und plündern, und bereitete, in traurigem Stumpfsinn, sich selbst dadurch eine fortdauernde Schmach! So lange Rom noch fortbesteht, so lange wird auch die bekannte Anklage wiederhallen: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini! Die zu Kalk gebrannten alten Marmorblöcke beim Bau des Palastes Barberini, die Travertin-Quadern, welche man vom Kolosseum, wie von einem Steinbruch raubte, um sie zum venetianischen Palaste und zum Uferbau an der Tiber zu verwenden, beflecken das Andenken der Fürsten und Päpste, die es befahlen, fast mehr aber noch den feilen und feigen Sinn der Baumeister, die solchem barbarischen Gebot

nicht widersprachen! Wie Faust und Auge passen das Douanen-Gebäude und die elf Säulen vom Tempel des Antoninus Pius zusammen. Im ewigen Widerspruch mit der alt-heidnischen Bestimmung steht die Verchristlichung der innern Räume des Kolosseums, des Pantheons, des Tempels der Vesta u. s. w. u. s. w. u. s. w. durch Altäre mit Crucifixen und Heiligenbildern! Und lächerlich ist die Erhebung der heiligen Apostel Petrus und Paulus auf die, mit alten, die Kriegsthaten der heidnischen Kaiser verherrlichenden Reliefs geschmückten, hohen Triumph- und Ehren-Säulen Trajans und M. Aurel Antonins, besonders wenn man an letzterer in lateinischer Inschrift liest, daß der Pontifex columnam hanc, ab omni impietate expurgatam, dem heiligen Apostel Paulus gewidmet habe. Was für ein heiliger Akt muß die Entsündigung der alten heidnischen Säule gewesen seyn, um einen christlichen Apostel mit Ehren darauf thronen lassen zu können! —

Die Zeit jener Barbareien und Verkehrtheiten liegt hinter uns. Das jetzige Italien ladet s o l c h e Vorwürfe nicht mehr auf sich, vielleicht weniger aus wahrer Pietät gegen das classische Alterthum, als aus Mangel an Gelegenheit zu ähnlichen Verschuldungen. Ist doch in neuerer Zeit noch der Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzuoli zwölf schöner Säu-

len beraubt worden, um sie in dem übergroßen königlichen Schlosse von Caserta unweit Neapel zu verwenden. Da stehn sie jetzt in dem kleinlichen Hoftheater, in einem Halbkreise eingeflickt zwischen die Logen-Oeffnungen; und zum Trost für ihre Degradirung sind sie mit Vergoldungen an Haupt und Fuß, und in der Mitte noch mit umklammernden Armleuchtern, glänzend ausstaffirt! — Hätte man sie doch lieber auf ihren alten Stellen, als Zeugen früherer, grandioser Herrlichkeit, nach und nach vom Zahn der Zeit benagen lassen, statt sie durch so niedrigen Dienst zu entweihen! —

Die Kathedrale zu Salerno, mit ihrem viereckigen, von acht und zwanzig antiken Säulen verschiedener Art umgebenenen Vorhofe, und ihrem inneren Kirchenraume, mit größeren und kleineren Säulen, Mosaik-Fußboden und andern Verzierungen ausgeschmückt, stellt ein wunderliches Gemisch von Antik und Modern, aus heidnischer und christlicher Abstammung, dar. Das Antike besteht größtentheils aus zusammengelesenen Trümmern von Pästum. Aber um wie viel Bedeutungsvoller sprächen diese Trümmern den Beschauer an, wenn er sie noch auf ihrem heimathlichen Boden, mit Hinweisung auf ihre ursprüngliche Bestimmung sähe! —

Doch welcher ähnlicher Versündigungen haben auch andere Länder und Völker sich schuldig gemacht! Italien freilich ungleich mehr, denn es hatte mehr Veranlassung dazu, als die meisten andern! Von den Zerstörungen, welche barbarische Völker auf den Stätten alter Kultur angerichtet haben, soll hier nicht die Rede seyn. Aber wie hat neuerlich Lord Elgin sich in seinem rücksichtlosen Egoismus durch seine methodisch ausgeführten Beraubungen Athens an ganz Griechenland und an dem Genius der Kunst versündigt! — Auch in Frankreich sah ich antike Säulen in christliche Kirchen verpflanzt, und mehrere seiner schönen Dome durch die fanatische Zerstörungswuth seiner Revolutionsmänner vieler, historisch und künstlerisch interessanter, mittelalterlicher Monumente beraubt! — Auch Deutschland hat sich von ähnlichen Barbareien nicht frei gehalten. Wie viele mittelalterliche Burg-, Kirchen- und andere Ruinen hat man ganz, oder zum Theil zerstört, um mit den alten Steinen neue Häuserchen und Ställe zu bauen! Selbst in neuester Zeit noch versündigte man sich im Siebengebirge an einer der bedeutendsten Ruinen durch rücksichtlose Unterminirung beim Ausbeuten eines darunter liegenden Steinbruchs! — Nur noch eine in Deutschland verübte Greuelthat will ich hier anführen, aber es ist dafür

auch eine von der unsinnigsten und rohesten Art! Und was das Aergste ist: sie wurde nicht etwa in ganz alter, finstrer Zeit, sondern in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1766, und nicht etwa während eines Krieges, von wüthenden Feinden, sondern im tiefsten Frieden, von guten katholischen Christen, und nicht etwa an einer alten, profanen Ruine, sondern in einer, noch dem Gottesdienst geweihten Hauptkirche Deutschlands verübt — nämlich im Dome zu Köln!! —

Eine der größten, in ihrer Art einzigen, Zierden jenes Doms war ein sogenanntes Tabernakelgehäuse, zur Aufbewahrung der Monstranz, zur Seite des Hochaltars. Es reichte vom Boden zu einer bedeutenden Höhe hinauf, war aufs Kunstreichste aus Stein gemeiselt, und bestand, im Stil gothischer Verzierungen, aus einer höchst reichen Zusammensetzung von übereinander gestellten Heiligenblenden, Säulchen, Bogen, Thürmchen und Laubgeflechten. Es war ein berühmtes Meisterwerk, und wurde, nach dem Urtheil der Kunstkenner, für das Höchste gehalten, was der Meisel im Fache architectonischer Sculptur hervorgebracht. — Um zu einer neuen, dem damaligen Ungeschmack mehr zusagenden Verzierung Platz zu gewinnen, wurde dieses, seit Jahrhunderten bewunderte Kunst-

werk, der Mißbilligung aller Kunstverständigen zum Trotz, zur Räumung der alten, ihm gehörigen Stelle verurtheilt. Und da es in seiner Integrität nicht wegzuschaffen seyn mochte: so wurde es mit frevelhaften Hammerschlägen zerstört, und die abgeschlagenen Trümmern wurden als Schutt hinweggefahren, und in den Rhein geworfen! Und so büßte nicht allein der Dom von Köln, sondern ganz Deutschland, ja die ganze Kunstwelt ein unersetzliches Werk des mühsamsten und zugleich meisterhaftesten Kunstfleißes ein! —

Als ich in der Kathedrale zu Sens, auf dem Wege von Lyon nach Paris, über einem Marienbilde an einem der Pfeiler ein Kunstwerk ähnlicher Art, nur in sehr verjüngtem Maßstabe, erblickte, wurde ich durch dasselbe schmerzlich an die Zerstörung des Kölnischen erinnert. Das zu Sens war gleichsam eine hohe, gothische, über der Maria schwebende Ehrenkrone, eine wahre Filigran-Arbeit in Stein. Ich konnte die technische Möglichkeit einer so höchst saubern Arbeit in Stein nicht begreifen. Ein französischer malender Künstler, den ich deshalb anredete, sagte mir, der Stein, aus welchem das wunderbare Kunstwerk geschaffen, habe die Eigenschaft, daß er, frisch gebrochen, so weich sey, daß man ihn aufs Leichteste schneiden könne, später aber

an der Luft sehr hart werde. Als er ihn mir mit seinem Namen bezeichnen sollte, nannte er ihn Craie (Kreide), was aber wohl blos ins Blaue hineingeschwatzt war, um nur die Antwort nicht schuldig zu bleiben. —

So sehr man auch nun zu beklagen hat, daß jenes Kunstwerk im Dom zu Köln zerstört wurde: so ungerecht wäre es doch, deshalb auf Deutschland und die Deutschen zu schelten, und die stumpfsinnige Rohheit Einzelner einem ganzen Volke zum Vorwurfe zu machen. Eben so ungerecht ist es aber auch, wegen des Vandalismus einiger römischer Fürsten und Päpste, über die Italiener im Allgemeinen ein Verdammungsurtheil zu fällen. Dicht neben dem feinsten und lebendigsten Kunstsinn kann oft die roheste Barbarei sich offenbaren, wie dicht neben der schönsten Rose die schlechteste Distel manchmal ihr Haupt erhebt.

XXXII.

Was für herrlich liegender Paläste haben die Könige von Neapel sich zu freuen! Außer dem großen Residenzpalaste in der Stadt, unweit des Golfs, auf der schönsten nördlichen Höhe Neapels das hochthronende Lustschloß von Capo di Monte; ferner die Paläste zu Portici, Castelamare, Salerno und Ischia! Diese alle gewähren die wunderherrlichsten Aussichten über Land und Meer. Um aber auch einen, in recht prosaischer Ebene liegenden, solcher schönen Aussichten ganz entbehrenden Palast zu haben, verschwendeten zwei Könige ungeheure Summen zu Caserta, ein paar Meilen von Neapel entfernt, nach der Gegend von Capua hin. — Den schönsten Theil der Straße dahin ließ Mürat bauen. Am Anfang derselben sieht man rechts über den Begräbnißplatz der Cholera-Todten von Neapel hin; ehe sich aber eine dauerhaft beklemmende Empfindung der Seele bemächtigt, gleitet der Blick in die lachende Ferne des spiegelnden Golfs; und man freut sich seines noch nicht geschlossenen Auges; und das frohe Lebensgefühl scheucht die Bilder der Trauer hinweg.

Der Weg führt großentheils in langen, graden Linien, zwischen breiten Alleen, und zwischen einer

Fülle von Weinpflanzungen, wo zum Theil die Reben sich bis zu den Wipfeln der höchsten Bäume hinaufranken, dem Ziele zu. In weiter Ferne darüber hinaus erblickten wir bald einen schneebedeckten Berg; späterhin sahen wir vor diesem einen niedrigeren, grün bewachsenen Berg, von welchem ein glänzender Wasserfall herab kam, dem man aber von Weitem schon eine steife Künstlichkeit anmerkte. Endlich, noch in bedeutender Entfernung, erblickten wir grade vor uns die Haupt-Façade des Schlosses, über der Mitte desselben den Wasserfall, hinter diesem den belaubten Berg, und, diesen wieder überragend, in weiterer Ferne, die schneeige Berghöhe, hell hervorschimmernd aus dem schönsten Blau des Himmels. Die beiden Berge freilich von der Natur so zusammengestellt, aber das Wasser durch kostbares Menschenwerk zum regelrechten Falle geleitet, und dem Schlosse, mit unverkennbarer Berechnung, jenes Mittel- und Hintergrundes wegen, grade die Stelle angewiesen, auf der es steht.

Es soll in der Nähe von Neapel keine Wasserfälle, wenigstens keine von Bedeutung, geben: also wurde dieser künstliche geschaffen, der Kargheit der Natur zur Beschämung. Um ihn zu Stande zu bringen, mußte das Wasser von einem höheren Gebirgspunkte her, mittelst eines langen Aquäducts,

ganz in antiker Art und Weise, zum Theil mit dreifach über einandern gesetzte Bogen, über ein zwischen liegendes Thal, herbei geführt werden. Ein wahrhaft königlicher Spas, der, wenn er auch die Kostbarkeit der großartigen Wasser-Spielerei zu Versailles nicht erreicht, doch sehr an sie erinnert. Auch wäre wohl der ganze Schloßbau von Caserta nicht in dieser Art beliebt worden, wenn nicht eine Art von Versailles hätte geschaffen werden sollen.

Die Vorderfronte zeigt, außer dem Hauptportal in der Mitte, noch zwei hohe Eingänge. Ueber dem Erdgeschoß und dem Rez de Chaussée sind noch zwei Reihen hoher Fenster, und zwar sieben und dreißig in jeder Reihe. Das Ganze ist ein gewaltiges Carré, dessen übergroßer innerer Raum nicht nur von dem Hauptportale an bis nach der hinteren Seite von einer höchst imposanten, gewölbten Pfeilerhalle, sondern auch querdurch, von der Mitte dieser Halle aus, rechts und links von zwei Flügelgebäuden durchschnitten ist, so daß vier geräumige, von allen Seiten umbaute Höfe dadurch gebildet werden. Die vielgestaltige Pfeilerhalle ist mit vielen Marmorsäulen geschmückt, und die, rechts in die Höhe führende, sehr breite Treppe, durch eine Menge von symmetrisch abwechselnden, bunten Marmorverzierungen an ihren Seitenwänden, zu einer der prun-

kendsten Treppen gemacht, die es giebt. Etwa hundert sehr bequeme Stufen hoch, gelangten wir in die ziemlich geräumige Schloßkapelle, in welcher einige gute Gemälde (auch eine Präsentation im Tempel, von Mengs) und eine sehr ausstudirte Ausschmückung von vielen kostbaren Marmorarten die Blicke an sich zogen. Je größer nun überall der Aufwand von kostbarem Marmor ist, desto widriger und kleinlicher erscheint es, daß man, um auch das Miniaturtheater auf eine ganz unnütze Weise mit Marmorsäulen zu schmücken, den oben schon erwähnten Raub an dem Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzuoli beging. Wo einmal so große Summen verschwendet wurden, da hätte man auch leicht noch die Kosten für zwölf neue Säulen zu dem Theater anwenden können, um dem alten Tempel den Schmuck unversehrt zu erhalten, den ihm die alte barbarische Zerstörungswuth noch gelassen hatte.

Wir wurden auch durch ein paar Reihen von Zimmern geführt, in denen aber nichts einen besondern Eindruck machte. Ein paar Familien-Portraits waren nicht einmal mittelmäßig zu nennen. Zuletzt wurde uns auch durch ein eisernes Gitterthor der Eintritt in den Schloßgarten verstattet, und wir sahen, als Schlußstein desselben, in beträchtlicher Ferne uns gegenüber den glänzenden Wasserfall, den

wir gern näher betrachtet hätten. Wir schraken bei dem heißen Sonnenschein aber vor einem weiten Spazierwege zurück, der ein langer, schatten- und freudeloser gewesen wäre, und trösteten uns einstweilen mit der Verheißung unsers Lohnbedienten, daß wir nach dem Mittagessen in unserm Wagen eine Spazierfahrt in den Theil des Schloßgartens, welchen man den englischen nennt, machen könnten.

Nachdem im Gasthofe unser Mittagessen abgethan war, fuhren wir an langen Umgebungsmauern des Schloßgartens hin, der aus mehreren, eigentlich getrennten Theilen besteht, zwischen denen öffentliche Fahrwege zwischen hohen Mauern hindurchgehen, über die dann Brücken gebaut sind, um die verschiedenen Theile des Gartens mit einander in Verbindung zu bringen. Als wir nach langweiliger Fahrt an ein Gitterthor gelangt waren, sagte der Thorwärter, daß wir ohne besondere Erlaubniß nicht in den englischen Garten, der eigentlich unser Ziel war, gelangen könnten. Mit freundlicher Dienstfertigkeit — und er wies späterhin auf eine höfliche, doch entschiedene Weise das gebotne Trinkgeld zurück — ließ er uns indessen durch das geöffnete Thor treten, wo wir uns dann nahe am Fuße des mehrerwähnten Wasserfalls befanden.

Und da sahen wir dann allerlei recht harbeutelartige, altmodische Herrlichkeit! Der Wasserfall sollte so thun, als ob er halb und halb ein natürlicher wäre und sich zwischen natürlichen Felsentrümmern nach eigner Lust und Laune herabstürzte. Aber der arme Schelm war so gradlinig von beiden Seiten seiner langen, nicht sehr steilen Bahn eingezwängt, daß er sich selbst, ziemlich kleinlaut, der verunglückten Rolle, die er spielen mußte, zu schämen schien. Und die Steinmassen, die ihn unten umgaben, sollten so thun, als ob die Natur sie mit diesen und jenen Zacken und Spalten hingeworfen habe; aber diese hätten vollends erröthen mögen, denn an allen Ecken sah man, daß der Steinmetz sich an ihnen durch ganz verunglückte Nachäffung wilder Formen versündigt hatte!

Nachdem das Wasser sich unter dem glatten Wege am Fuße des Wasserfalls verloren hatte, kam es, wenige Schritte weiter, in gemäßigterem Laufe aufs neue zum Vorschein, und glitt nun, mit vielen, aber ganz regelmäßigen, kleinen Unterbrechungen, in immer gleich breiter und langer, schnurgrader Richtung, nach dem Niveau des Schlosses hinab. Es war, als ob man eine Menge gleich langer und breiter, viereckiger Spiegelstücken in kleinen Entfernungen von einander, in etwas schräger Rich-

tung hinablaufend, auf grünen Rasen gelegt hätte. Ein so mühsames, als lächerliches Kunststück! —

Und um mitten zwischen den Wasserkünsten auch die Bildhauerkunst bewundern zu lassen, war auf der einen Seite eine Diana mit acht Nymphen, auf der andern Seite ein Actäon mit neun Hunden zur Schau gestellt. Aber man mußte sagen, daß Actäon ein Narr gewesen war, diese Diana zu belauschen, und daß ein Strafakt, an diesem Actäon verübt, Niemandes Bedauern erregen möchte.

Ein wenig hinaufgestiegen an den zierlichen Felsentrümmern, konnte ich aufwärts die rasch herabschießende Wassermasse, und abwärts die hintereinander liegenden, ruhigeren kleinen Wasserspiegel, und über dem hohen Schlosse hinaus weit in die platte, angebaute Ebene nach Neapel hinsehen. Hätte man (vielleicht mit weniger Nachhülfe, die nöthig gewesen wäre) der beträchtlichen Wassermasse, welche der kostbare Aquäduct herbeiführt, mehr Freiheit gelassen, nach eigner Lust und Laune den Berg herab zu gleiten und zu springen, statt sie so regelrecht einzuengen und Schritt für Schritt am steifen Gängelbande zu leiten, so hätte wohl ein recht hübsches Bild daraus gemacht werden können. — Aber, hilf Himmel! was haben es die Großen dieser Erde sich mitunter für Geld kosten lassen, um Geschmack-

losigkeiten hervorzuzaubern und sich an Natur und gutem Schönheitsgefühl zu versündigen! — Verzeihe man mir diesen ketzerischen Seufzer, der mir bei jener Betrachtung so nahe lag! Er ist kein demagogischer, sondern nur ein ganz unschuldig-ästhetischer.

XXXIII.

Als wir bei der Rückkehr wieder an dem großen Schlosse hinfuhren, drang sich mir noch eine etwas naseweise Frage auf — nämlich die: Zu welchem Zwecke sind die großen Summen für dieses ungewöhnlich große, so wenig benutzte, und also überflüssig scheinende Schloß verwendet? — Für den Augenblick wußte ich nur mit einem eben so naseweisen Kopfschütteln zu antworten. — Das Schloß zu Caserta hat nämlich nicht allein Raum für eine große königliche Hofhaltung, sondern auch für Behörden, die ein dort residirender König in seiner Nähe haben möchte. Hierauf soll, wie man mir sagte, die große Anlage berechnet seyn. Aber nur ein kleiner Theil davon wird mitunter benutzt. — Eine Inschrift über dem Haupteingange sagt, daß

es von Carl III. im Jahre 1752 angefangen, und von Ferdinand II. im Jahre 1774 beendet sey. Aber ganz fertig ist es bis jetzt noch nicht. Einer der wichtigsten Räume, der große Thronsaal, steht noch mit rohen Wänden da, wie die grobe Kelle des Maurers sie mit Kalk beworfen hat, und auch an den Fußboden ist noch nicht Hand gelegt. Selbst Mürat, der mit splendider Freigebigkeit manches Vernachlässigte und Nützliche ins Auge faßte, (wie es überhaupt, zur Beschämung mancher alten Regierung, mit kluger Berechnung, die Napoleoniden thaten) hat diese Lücke gelassen, ob sie gleich seiner Eitelkeit und Prunksucht einen so schönen Spielraum bot! —

Hiedurch lebhaft an Mürats ephemeren Königsglanz erinnert, beim heitersten Wetter hinfahrend zwischen den ungeheuren Weinreben voll der größten, schon halb ausgebildeten Trauben, nach dem schönen Neapel hin, das einige Zeit seine Residenzstadt war, erschien mir sein Schicksal heute ganz besonders tragisch. Ich konnte die abenteuerliche Landung, die ihn das Leben kostete, kaum noch eine Tollheit schelten! Er war, wie durch Zauberei, König von Neapel — das heißt: Herr eines der allerschönsten Länder — gewesen! In Folge eines großen Schicksalsschlages sollte er aufhören, es

zu seyn! War es ein Wunder, daß er ausrief: Aut Caesar, aut nihil! daß er, ohne auf die ungünstigen Zeichen des Himmels zu achten, sein Leben auf eine Karte setzte! Auch so gar schlecht berechnet war seine Unternehmung nicht, da er, selbst noch jetzt, bei sehr vielen seiner ehemaligen Unterthanen in gutem Andenken steht. Er war ja sehr freigebig gewesen, hatte helfen Kirchen bauen, und manche Verbesserung in der Verwaltung eingeführt. Nur das Wagstück, nachdem ein Sturm seine kleine Flottille zerstreut hatte, mit etwa achtundzwanzig Menschen zu landen, war eine zu schlimme Unbesonnenheit! So verfiel er, durch eigne, doch verzeihliche Verschuldung, den dunkeln Schicksals-Mächten gänzlich anheim, und stürzte sich selbst dem Abgrund entgegen, der ihn verschlang! —

Sehr natürlich knüpften sich an diese Gedanken noch allerlei Betrachtungen über die Unsicherheit und Wandelbarkeit alles Erdenglücks, und wie Jeder, auch der Höchstgestellte, unversehens von einem bösen Geschick ereilt werden kann. —

Mit solchen Gedanken beschäftigt, erblickt' ich jetzt wieder vor uns in der Tiefe das lachende Bild von Neapel und seinem glänzenden Golf, aber bald darauf auch den düstern Aschenkegel des nachbarlichen Vesuvs. Da fiel es mir auf einmal schwer aufs

Herz, wie gefährlich an seinem Fuße der königliche Palast zu Portici liegt, und daß nicht allein das hochthronende Schloß von Capo die Monte über den alten Minen der Katakomben auf einem hohlen Boden stehe, sondern auch wohl, mehr oder weniger, ganz Neapel, und daß der Vesuv doch ein höchst gefährlicher Nachbar sey. Wer steht dafür, daß er, trotz der abweisenden Hand des heiligen Januarius auf der Brücke über den kleinen Fluß Sebeto vor Neapel, einmal in lange verhaltenem Grimme, furchtbarer als gewöhnlich aufbraust, und seine schonungslosen Verwüstungen gegen die stolze Königstadt richtet! Sie ist ringsum bedroht von ausgebrannten zusammengestürzten Kratern, die zweifelsohne alle untereinander und mit dem Vesuv ihre unterirdischen Verbindungen gehabt haben. Wie leicht kann also der hohle Boden, über dem Neapel in sorgloser Heiterkeit ruht, durch Erderschütterungen, noch furchtbarer, als die, welche Lissabon und Messina erfahren haben, heimgesucht werden! In wenig Augenblicken kann dann Capo di Monte zusammen gestürzt, und auch der Residenzpalast in der unglücklichen Stadt, wenn auch nicht ganz in einen Schutthaufen verwandelt, doch auf eine Weise erschüttert seyn, daß er vielleicht nie, oder doch auf lange Zeit nicht mehr, bewohnt werden könnte! — Solch eine

böse Möglichkeit kann doch einmal eintreten; und dann — dann wäre der kolossale Palast zu Caserta von unschätzbarem Werthe

Auch dem frohsinnigsten König von Neapel, sollt' ich denken, müßte mitunter doch wohl so ein Gedanke durch den Kopf fahren, wenn er nach dem Vesuv schaut, wenn er an die ehemaligen Vulkane von Ischia und Puzzuoli denkt, und ihm einfällt, daß dort vor hundert Jahren sich plötzlich aus der Tiefe der Monte nuovo erhob, und daß eben so plötzlich ein Königspalast in einen Abgrund versinken könne!! — Da leuchtete mir plötzlich die Möglichkeit ein, daß Carl III. mitunter einen solchen Traum gehabt, oder wachend einem solchen Gedanken Raum gegeben habe. Und auf einmal war mir die Räthselfrage des großen Schloßbaues zu Caserta gelöst; und ich sahe einen höchst verständigen Sinn darin, grade auf jener ebenen Fläche, meilenweit entfernt von Neapel und vom Vesuv, den kostbaren Bau eines so großen Schlosses unternommen zu haben. —

Ich kann nicht umhin, hiebei einen Rückblick nach Paris zu thun.

Sonntags von 1 bis 4 Uhr sind in dem einen Theile des Palais royal die Zimmer zu sehen, welche Louis Philipp mit seiner Familie seit der Restauration bewohnte, bis er, etwa ein Jahr nach

der July-Revolution, die Tuilerien bezog. Ich hatte mir am 12. August eine Eintrittskarte verschafft, und durchwanderte die geschmackvoll, doch nicht luxuriös eingerichteten Gemächer. Sie waren mit vielen, größtentheils sehr guten Gemälden aus neuerer Zeit geschmückt. Das interessanteste war mir eins, auf welchem Louis Philipp, als Lehrer zwischen jungen Leuten eines Erziehungs-Instituts in der Schweiz zur Zeit seiner Emigration, dargestellt erscheint. Nicht weit davon war — mit rothem Sammet drappirt — der königliche Audienzsaal, mit dem reich überhangenen Thronsessel. — Welch ein schroffer Gegensatz! Auf welchen Schicksalwechsel deuten da jenes Bild, und dort jener Sessel! Und welchen ehrenwerthen Sinn beurkundet es, daß auch, nach der Einrichtung des Saales für den neuen König, das bescheidne Bild, welches ihn als einen mittellosen Verbannten darstellt, der sich als Schullehrer sein Brodt erwarb, die alte Stelle behielt! — An jedem Jahrestage seiner Thronbesteigung sollte er alle seine Kinder davor treten, und es mit Ernst betrachten lassen. Was für eine Menge der heilsamsten Lehren und Fingerzeige würde vorzüglich an solchen Tagen dies merkwürdige Bild ihnen zuflüstern! —

Als Louis Philipp mit seiner Familie diese Wohnung in dem Palais royal verließ, um seihe

Residenz in den Tuilerien aufzuschlagen, trennte sich, wie die Zeitungen meldeten, die Königin mit bangen Ahnungen und unter Vergießung vieler Thränen, von der alten, einfacheren Wohnung. — Indem ich diese Zimmer durchwanderte, war mir fast, als ob ich noch einen geisterhaften Nachhall jener ausgesprochenen, bangen Ahnungen hörte! So sauber und in bester Ordnung auch die Zimmer erschienen: lagen — gewiß sehr absichtlich — in manchem Kamin, von dem letzten Erwärmungsfeuer, wie vom gestrigen Abend, noch Kohlen, Asche und Holzstücke; und auf Kron- und Wandleuchtern waren theils ganze, theils schon etwas abgebrannte Wachslichte aufgesteckt. Alles, wie in einem Hause, dessen Bewohner es eben erst verlassen haben, und über kurz oder lang zurückzukehren denken, um wieder ganz in der vorigen Weise darin fortzuleben! —

Nun, aus den Fenstern der Tuilerien sieht man zwar keinen Vesuv; aber der französische Königsthron steht seit funfzig Jahren auf einem unsicherern Boden, als das Residenzschloß zu Neapel und der Palast von Capo di Monte! — Wie nahe liegt die Befürchtung, die Gelangung des Hauses Orleans auf den Thron sey vielleicht nur eine glänzende Episode, die zu einer düstern Katastrophe führe! Ich konnte mich daher auch des Gedankens nicht erweh-

ren, daß jene noch in den Kaminen liegende Asche, und jene aufgesteckt gebliebenen Wachslichte es sinnvoll andeuten sollen, was für bange Ahnungen der Königin beim Verlassen der alten, liebgewesenen Wohnung, so viele Seufzer und bittre Thränen entlockten! — Wie mag sie am 12ten und 13ten Mai des jetzigen Jahres vielleicht mit Bangigkeit hieran gedacht haben!

XXXIV.

Der Hof von Neapel scheint noch sehr auf eine alte, strenge Etikette zu halten. Das sieht man bei jeder Spazierfahrt eines Gliedes der königlichen Familie. Einen auffallenderen Gegensatz kann es nicht geben, als jene steife Etikette, und die harmlose Ungebundenheit und Anspruchlosigkeit, mit welcher sich das Volk bewegt. Auf dem schlechtesten Fuhrwerke, von einem oder ein paar elenden Pferden oder Eseln, mitunter in Beistand eines großen, weißgrauen, breitgehornten Ochsen gezogen, klemmen sich oft eine Menge Menschen auf das Allerunbequemste znsammen. Auf einem zweirädrigen Cabriolet, mit einem Sitze blos für eine Person einge-

richtet, sieht man oft nicht allein zwei dicht an einander gedrängt sitzen, sondern deren noch weit mehr zur Zugabe, stehend und kauernd darauf und daran gehängt. Wenn sie sich nach solcher Fahrt auch wie halbgerädert fühlen: so haben sie doch auf längere oder kürzere Zeit das Gehen gespart. Das wiegt ihnen die ärgste Unbequemlichkeit auf; und das arme Pferd oder geschundene Eselein bekommt, je mehr es Faulenzer fortzuschleppen hat, desto mehr Prügel. — Hat der Verkäufer von Gemüse oder andern Gegenständen, die sein Esel von einer Straße zur andern tragen muß, auch nach und nach einen bedeutenden Theil verkauft: so kommt es diesem keinesweges immer zu Gute, daß die Last durch den Verkauf geringer wird, denn sobald durch den verminderten Waaren-Vorrath der nöthige Raum auf seinem Rücken gewonnen ist, schwingt sich der faule Führer darauf, oder hält sich, besonders wenn es etwas bergan geht, an den Schwanz desselben, um sich mit fortziehen zu lassen. — Auf so unzähligen Bildern das Volk es auch sehen kann, daß Joseph auf der Flucht nach Egypten nur die Maria mit dem Kinde von seinem gutgenährten Esel tragen ließ, während er selbst, sein Thier schonend, anspruchlos nebenherging: so wird dies hier keinesweges immer nachgeahmt, sondern der italienische Joseph

findet es bequemer, sich eben so gut, wie seine Maria mit dem Kinde, auf den halbverhungerten, oft kläglich geschundenen Esel zu setzen. — An diese zwei- und dreifache Centaurenschaft gewöhnt das Volk seine Kinder schon von frühester Jugend an. Mitunter sind die kleinen Reiter nicht einmal von Vater, Mutter, oder einem erwachseneren Bruder begleitet. Mitten auf der Landstraße, zwischen zwei weit auseinander liegenden Orten, sahen wir einmal auf einem Esel drei Kinder reiten, von denen das älteste ein Knabe von etwa sieben Jahren war. Dieser hielt vor sich das jüngste Schwesterchen von noch nicht drei Jahren; und das mittlere, von höchstens fünf Jahren, klebte hinter ihm, und klammerte sich, so gut es gehn wollte, an ihn an. Wahrscheinlich sehr sorglos, ließen die Eltern das reitende Kleeblatt den meilenweiten Weg, gewiß mit der kärglichsten, vielleicht gar keiner, Mundprovision, ohne weitere Beaufsichtigung machen. Man überläßt die Kinder überhaupt sehr früh sich selbst. So werden sie schon früh an eine gewisse Selbstständigkeit gewöhnt, deren Folge meist eine geschickte Anstelligkeit ist; und von Geschlecht zu Geschlechte vererben sich Genügsamkeit und eine, zur andern Natur gewordene, harmlose Geneigtheit, Vieles auf die leichte

Achsel zu nehmen, was eine regelrechtere, schwerfälligere, nordische Natur drückt und plagt.

So lernen sehr kleine Knaben schon nicht allein Esel, sondern auch Pferde reiten, und große Ochsen leiten; und sie begnügen sich dabei mit einem leichten Strickchen, wo der deutsche Fuhr- oder Reitknecht einen regelrechten, ledernen Zaum nicht entbehren könnte. — Wie aber auf der andern Seite diese frühe Gewöhnung, Alles leicht zu nehmen, und sich bei vielerlei Beschäftigungen und Arbeiten auch ohne die gebräuchlichen Instrumente und Vorrichtungen zu behelfen, zu unordentlichem und schmutzigem Wesen führt, kann man bei vielen Gelegenheiten sehn. An einem Tage in Neapel hatte ich hiezu besondere Gelegenheit; und da ich unmittelbar nachher wieder die vornehme Etikette bei den Spazierfahrten der königlichen Familien sah: so könnte ich füglich Dem, was ich hier mittheilen will, den alten ABC-Buch-Vers als Motto voranstellen:

„Die Sau im Koth sich wälzet sehr;
Das Scepter bringet Ruhm und Ehr."

Als ich nämlich eines Nachmittags in unserm Gasthofe an einem Fenster vorüber gehen wollte, das nach dem geräumigen Hofe hin ging, erblickte ich vor der Thür des Pferdestalles einen Kerl mit einem Esel, über dessen Rücken eine große, geflochtene

Strohmatte lag, wie man sie, statt angehängter Körbe, häufig zum Transport von Gemüse und andern Sachen, auch des Kehrichts, braucht, indem man auf beiden Seiten die Enden derselben so miteinander verbindet, daß daraus auf jeder Seite eine Art von großer, trichterartiger Tasche entsteht. Nachdem diese auf beiden Seiten mit der Transportwaare dick angefüllt sind, giebt dies zwei breite Grundlagen für die weitere Bepackung auf der Decke, über dem Rücken des Thiers. — Hier galt es jetzt die Reinigung des Stalles, und also die Beladung des Esels mit Pferdedünger. Der arme, in Niedrigkeit lebende, Vetter Langohr, sollte — wie es auch in der Menschenwelt oft der Fall ist — für den vornehmen Vetter — das Pferd — niedrige Sclavendienste thun! Indessen der zweibeinige Mentor des vierbeinigen Sclaven, der sein Eleve war, hatte das noch unsaubrere Amt, diesen erst mit der schmutzigen Bürde zu beladen.

Sein erster Akt war, daß er die Jacke, die bis jetzt auf dem Esel gelegen hatte, auf die Erde warf. Nach deutscher Art und Kunst hätte das Nächste nun seyn müssen, nach einer breiten, starkzackigen Mistgabel und einem Stallbesen zu greifen. Beides mußte aber gar nicht vorhanden, oder doch nicht in der Nähe zu finden seyn. Einen erfinderi-

schen Kopf aber, wie dieser kräftige Neapolitaner war, kümmerte das nicht. Er war vollkommen sich selbst genug. Die Natur hatte ihn ja mit zwei fünffingrigen, großen Fäusten ausgestattet, die er mit voller Seelenruhe nun als zwei fünfzackige Mistgabeln in Bewegung setzte. Mit beiden griff er also in dem Stalle so viel Dünger zusammen, als sich auf einmal damit fortbringen ließ, tappte dann damit über die Thürschwelle auf den Hof heraus, und stopfte die aufgeraffte Beute in einen der trichterartigen Räume der Matte; er ging dann in den Stall zurück, um eine zweite Portion zu holen, und endlich eine dritte und vierte, die er mit einer Virtuosität, die auf eine öftere Uebung deutete, gleichmäßig zu beiden Seiten, zur Erhaltung des Gleichgewichts, auf die geeigneten Stellen legte, festdrückte und knetete. — Ein Weilchen hatte ich diesem interessanten Schauspiele zugesehen, dann hatte ich dessen, fürs Erste wenigstens, vollkommen genug, und ging hinweg. Als ich, nach einer halben Stunde etwa, aber noch einmal an das Fenster trat, kam ich grade zur rechten Zeit, um das Werk vollenden zu sehen. Der Kerl schien sich damit eben nicht übereilt zu haben, allein man sah, daß es mit Einsicht, Fleiß, wie recht con amore, bereitet war. Es war ein ziemlich hoher, gleichsmäßiger Bau, ein

mehr breit, als spitz zulaufender Gebirgsrücken von Pferdedünger, der quer über dem Eselsrücken lag, wie eine zweite Formation von Gestein aus einer Erd-Revolution über dem Urgranit lagert. Wie ein Maler sein Bild am Ende noch etwas überarbeitet und retouchirt, so klopfte, zupfte, und drückte der brave Kerl noch an seiner lockern Gebirgs-Schöpfung herum; und um den Abfall, der um den Esel herum lag, nicht umkommen zu lassen, brauchte er seine ausgespreizten zehn Finger nun als einen Besen, und kehrte damit jenen Theil des Hofs wieder ziemlich rein. Endlich, um seinem Werke die Krone aufzusetzen, hob er seine Jacke wieder vom Boden auf, und breitete sie, mit ausgespreizten Aermeln, über dem Dünger-Gebirgsrücken aus, theils, um ihn zusammenhalten zu helfen, theils um seinen Duft nicht zu sehr im Winde verfliegen zu lassen. — Ich konnte mich, als er mit seinem beladenen Esel von dannen ging, kaum enthalten, ihm ein lautes Bravo nachzurufen, denn ich mußte ihm das Zeugniß geben, daß er mich Etwas hatte sehen lassen, das ich sonst noch nirgends gesehen hatte. —

Dies ist bei weitem die ärgste Schmuzerei, die mir in Italien vorgekommen ist. Ich glaubte, es der Wahrheit schuldig zu seyn, sie in diesem Buche nicht zu verschweigen. Aber Menschen und Schweine

in einer Pfütze, wie Hr. Nicolai berichtet, habe ich nirgends liegen sehen. Das ist auch nur eine seiner anmuthigen Hyperbeln, eins der kräftigen Gewürze, womit er das Ragout fin seines Buchs möglichst pikant zu machen sucht. — Hätte er eine Scene, wie die von mir eben geschilderte, mit angesehn: so würde er nicht ermangelt haben, abermals von seinem gekränkten Schönheitsgefühle zu deklamiren, und zu versichern, daß es einem reinlichen Menschen in Italien nicht wohl werden könne. Mich hingegen — ob ich gleich auf Reinlichkeit eben so viel zu halten glaube, als Hr. Nicolai — hat die Beobachtung jenes Schmuzfinken in meiner Freude über die Schönheit Neapels nicht im Mindesten gestört. — Ich kam ja mit seinen beiden, ihm angebornen Mistgabeln und seiner durchdufteten Jacke in weiter keine Berührung, wenn jene Scene gleich ein passendes Bild zu der ersten Hälfte des oben erwähnten ABC-Buch-Verses giebt. —

Aber les extrêmes se touchent. Bald nach der Beendigung jenes unsaubern Schauspiels machte ich mit meiner Reisegefährtin eine höchst angenehme Spazierfahrt, um auch die andere Hälfte jenes ABC-Buch-Verses, nämlich:

„Das Scepter bringet Ruhm und Ehr'"

in natura kommentirt zu sehn.

Wir fuhren, zum dritten- oder viertenmale, und mit immer erneutem Vergnügen, bei der Villa reale vorbei, die Riviera di Chiaja entlang, nach der schönen Strada nuova am Fuße des Posilipps hin, bis ans Ende desselben, wo man rechts nach dem Meerbusen von Bajä und Kap Misene, links zunächst nach der kleinen Insel Nisita, und weiterhin, gradehinaus, nach den größern Inseln Procida und Ischia schaut. In der Abend-Dämmerung zurückkehrend, war der rasche Lauf unsers Wagens, als wir lange noch nicht an die Riviera di Chiaja gelangt waren, plötzlich durch eine ganze Kette von dicht hintereinander gedrängten Wagen aufgehalten, welche bis ans Ende der Villa reale auf- und abfuhren, wie es gemeiniglich an schönen Abenden, besonders Sonn- und Festtags, der Fall ist. Es war heute eine übermäßige Menge, in welche schwer einzudringen war. Halb Neapel schien hier auf und ab zu fahren. — Was in dieser Beziehung für Rom, Florenz und Mailand ihr Corso, das ist für Neapel diese lange und breite herrliche Bahn, auf der einen Seite von meistens ansehnlichen Häusern, auf der andern von der schönen, leicht umgitterten Villa reale, und weiterhin von dem offnen Golf mit der reizendsten Aussicht nach dem Vesuv und der Gebirgskette von Castelamare begrenzt. Keine Stadt in Europa hat eine schönere Bahn zu

Spazierfahrten aufzuweisen! Der Zudrang von den elegantesten Equipagen der vornehmen Welt bis zu den geringeren Miethwagen hinab ist daher oft so groß, daß die ärgste Verwirrung und gewiß auch manches Unglück unausbleiblich wäre, wenn nicht durch streng gehandhabte polizeiliche Ordnung, mittelst vieler aufgestellter Reiterposten, ein Wagen nach dem andern auf der einen Seite **hin**, auf der andern **her** fahren müßte, ohne daß einer dem andern (mit Ausnahme der **Hof**-Wagen) voraneilen darf. — Da es keinen schöneren, näheren und ebneren Raum zu Spazierfahrten giebt: so verschmäht ihn auch die königliche Familie nicht. Die kräftige Gestalt der Königin Mutter sah ich jedesmal, in die eine Ecke ihres Wagens gedrückt, und fast eben so oft den wohlbeleibten, wegen seiner Gutmüthigkeit (durch die er nur sich selbst schaden soll) aber auch sehr **beliebten**, Prinzen von Salerno, Oheim des Königs, und eine und die andere junge Prinzessin und Hofdame.

Führen die Hofequipagen nun so anspruchslos ihre Bahn, wie wir es in den deutschen Residenzen sehen: so ginge Alles seinen ungestörten Gang. Allein die neapolitanische Etikette verlangt, daß bei der Annäherung eines Hof-Wagens (gewöhnlich mit vier Pferden bespannt, und ein Reiter voran) jeder andere Wagen augenblicklich still steht, bis der Hof-

Wagen — er mag entgegen kommen, oder von hintenher überholen — vorüber ist. Sind nun auf verschiedenen Punkten, auf der und auf jener Seite, zwei, drei, vier Hofwagen im Gange: so giebt das eben so viele Doppel-Stockungen auf einer und der anderen Wagen-Reihe, die immer auf viele der nachfolgenden Wagen auch rückwärts wirken. Wie bei dem Tone von Hüons Horne Alles sich in wildem Wirbel zu drehen begann, so im Gegentheil verbreitet hier der erscheinende Hofwagen einen plötzlichen Starrkrampf unter den andern, der sich erst allmählig wieder löst, wenn der Zauberer sich entfernt hat. So kommt es, daß eine Spazierfahrt sich oftmals in ein ewig wiederkehrendes Stillhalten und höchst langsames Fortrücken zerstückelt, und daß man auf einer Strecke, die in wenigen Minuten zurückgelegt seyn könnte, eine halbe Stunde zubringen muß. Wie höchst ärgerlich dies werden kann, besonders wenn man aus dem oder jenem Grunde schnell an sein Ziel kommen möchte, ist leicht zu begreifen. Die schöne Spazierfahrt wird hiedurch also nicht selten sehr verkümmert, ja fast verdorben. — Der Fremde, der an dergleichen nicht gewöhnt ist, nnd dem diese Störung seiner freien Bewegung und seines Vergnügens gar spanisch vorkommen möchte, muß seinen Verdruß dadurch zu verscheuchen suchen, daß

er sich an die lächerliche Seite dieser altersteifen Etikette hält. So wie nämlich der Starrkrampf der Wagen eintritt, verneigt sich nicht allein die Herrschaft, die in dem Wagen sitzt, sondern die Dienerschaft, die hintenauf steht, so wie der Rossebändiger, der auf dem Bocke sitzt, muß auch durch Abnehmen und Abbehalten des Hutes, bis der Hofwagen vorüber ist, eine gehörige Devotion bezeigen. Die bunt galonnirten Diener und Jäger, die zu den eleganten Equipagen der vornehmen Welt gehören, affektiren zum Theil eine Art von militairischer oder cavaliermäßiger Haltung. Der eine und der andere Kutscher, der ein paar junge, ungeduldige Pferde zu zügeln, und auf dem schmalen Bock ohne Lehne keinen Platz übrig hat, hält manchmal den betreßten Hut mit den Knieen fest, dagegen der lumpige Vetturino seinen abgeschabten Deckel bald, wie zum Einsammeln eines Almosens, mit der Oeffnung nach oben hält, bald ihn, mit demüthig gebücktem Kopfe, an den Leib drückt, als ob er vor einem Gnadenbilde seine Andacht verrichten wollte, während seine übrige Art auf dem Bocke zu sitzen, ihm das Ansehn giebt, als ob er eigentlich etwas ganz Anderes verrichten wollte. — Kurz, man sieht nicht allein, daß das Scepter in allerlei Form und Farbe „Ruhm und Ehr'" bringt, sondern daß auch auf der schö-

nen, warmluftigen Chiaja Neapels, so gut als 1812 auf der beeisten Retirade-Bahn Napoleons in Rußland, das Erhabene an das Lächerliche, und das Lächerliche an das Erhabene grenzt. — Das war mein Trost in dieser Etiketten-Misere.

XXXV.

Endlich diesem Gewirre entkommen, bei dem alt-pittoresken Castel dell' uovo vorbei, nach unsrer nahen Strada di Lucia eilend, sahen wir uns auf einmal aus der vornehmen, in eine größtentheils sehr unvornehme Welt, zwischen eine Menge von Auster-, Muschel- und Schnudel-Buden, und portativen Koch-, Back- und Brat-Anstalten versetzt. Die Buden, von einem oder ein paar Lichtern erhellt, zum Theil von Bänken, Tischen und Stühlen umgeben; hier und da ein anständiger Wagen bei einer Austern-Bude haltend, auch wohl dahinter in der Dämmerung eine ganz anständige Gesellschaft sitzend, und sich mit Austern und ähnlichen Schaalthieren bei einer Flasche Wein erquickend; größtentheils aber in dem wenig ausgedehnten Raume ein Zusammenfluß von älterem und jüngerem Janhagel, der hier oder

dort an den Koch- und Brat-Anstalten sich etwas zu Gute thut, oder sie auch nur mit lüsternen Blikken umkreist.

Auf diesem ächt neapolitanischen Volks-Tummelplatze war es, wo ich eines Tages die, schonfrüher vorläufig erwähnte, unangenehme Scene mit Gassenbuben hatte.

Er war rechts, nicht weit von unserer Wohnung gelegen, so daß ich von meinem Fenster grade aus über einen Theil der langen Austerbuden-Reihe, und weiter hinab zur rechten Seite auf einen Theil der Schnudelbuden hinabsehen, und die Volkslust fast jede Nacht bis zwischen ein und zwei Uhr, manchmal noch später, hören konnte. — Hr. Nicolai will von dieser nächtlichen Straßen-Lebendigkeit in Neapel nichts wissen; allein wenn sie auch auf der Chiaja, wo seine Wohnung war, nicht statt findet: so fehlt sie an vielen andern Stellen Neapels doch keinesweges.

Ich war ein paarmal Abends zwischen neun und zehn Uhr in jenem Volksgewühl umhergegangen, um das Kochen, Backen und Braten, und das dabei interessirte Publikum näher zu betrachten. In großen Kesseln wurden hier lange, dünne Macaroni, da Rindsmagen, Herzen und dergleichen Eingeweide-Theile gekocht; hier wurden kleine Fische gebraten, da

kleines Backwerk gesotten; dort formte ein Bäcker auf einem langen Tische vor seinem offenen Hause, in welchem man den Backofen sehen konnte, den vom Gesellen herbeigetragenen Teich zu runden, platten Kuchen, und ließ diese dann nach dem Ofen tragen, in fortwährender, ununterbrochener Thätigkeit. Auf andern Stellen große Vorräthe von schon fertigen, in großer Zahl aneinandergebackenen, kleinen Brezeln oder Kringeln; Läden mit Wein, Käse, Wurst, Apfelsinen — kurz der Lockspeisen für Leute, die gesunden Appetit haben, und sich nicht aufs Kritisiren legen, eine reizende Fülle! Mir that es leid, daß ich keine Austern essen mag, denn diese hätte ich hier doch ohne Scheu vor Schnudelei genießen, und manche besondere Art, die man in Deutschland nicht zu sehen bekommt, mit der gewöhnlichen Sorte vergleichen können. Gescheitere Schmecker, die aus der Ferne auf diese Stelle kommen, werden hier schmeckend und schluckend ihre naturhistorischen Kenntnisse vermehren können.

Da ich selbst nichts genoß: so wollte ich wenigstens dem einen und dem andern Lungerer, der lüstern nach den Fleischtöpfen Egypti zu seyn schien einigen Genuß verschaffen. Ich machte mir also den Spas, auf den warm-fettigen Speise- und Zahlungstisch des Rindsmagen-Verkäufers ein paar Stücke

Kupfergeld zu werfen, und ein paar neben mir stehende Buben auf den Ertrag anzuweisen: Der Verkäufer faßte mit der linken Hand den zu seiner Seite an einem Haken hängenden Rindsmagen, schnitt mit dem Messer in der rechten Hand ein paar hübsche Stücke ab, und warf sie auf den Tisch, die denselben aber kaum berührt hatten, als sie von meinen Gästen flink ergriffen und lustig den weit aufgesperrten Mäulern zugeführt wurden. Die Augen funkelten ihnen vor Freude; und Hände, Lippen, Kinn und Nasenspitze trieften ihnen alsbald von Fett.

Nachdem ich mich schnell entfernt, ging ich an den offnen Heerd einer wohlbeleibten Frau, welche in einem großen Kessel Macaroni kochte. Macaroni — noch so schlecht in Wasser gekocht — sind das Lieblingsgericht des Volks. Wie der norddeutsche Postillon, Fuhrknecht, Tagelöhner rc. auf ein Trinkgeld zu einem Schnaps hofft, und die Hand ausstreckt, so bettelt der mäßige, nüchterne Italiener um eine buona mano zu Macaroni. Auf dem Krater des Vesuvs unsre Träger, auf dem mittelländischen Meere unsere Ruderer aus Puzzuoli, sprachen immer von Macaroni; und als ich ihnen zugesagt hatte, daß ihnen am Ende unsrer Bahn das Geschenk zu Macaroni nicht fehlen solle, jauchzten sie lustig auf: „eh! Macaroni! Macaroni!" und die Einen nah-

men mir die aufgesuchten scharfkantigen Lava-Schlakken ab, und steckten sie durch den offnen Schlitz ihres Hemdes zwischen Haut und Leinwand, um sie mir bis zu unserm Wagen in Resina hinunter zu tragen; und die Andern sangen, unaufgefodert, die bekannte Barcarole, wenn gleich mit ein paar falschen Schnörkeln, doch mit recht guten Stimmen und einer Menge von Versen, die man in Deutschland nicht kennt, um uns ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeigen.

So legte ich dann hier auf den Tisch der Macaroni-Verkäuferin auch ein paar Stück Kupfergeld, und ladete den neben mir stehenden Buben dazu ein. Sogleich fuhr die Frau mit einem dünnen, über einen Fuß langen Holzstäbchen in den Kessel und hob damit aus dem kochenden Wasser einen langzottligen Klumpen Macaroni, und legte es mit beiden Enden auf den Rand des Kessels, so daß der Klumpen über der Mitte desselben hing. Dann griff sie mit der Linken eine Portion ab, legte sie auf einen Teller, griff dann mit der Rechten in einen großen Haufen von geriebenem Käse, und streute ihn als Würze über das einfache Gericht. Mit einer zweiten Portion machte sie es eben so; und kaum lagen die bestreuten Macaroni auf den Tellern: so griffen schon mehrere Hände danach, um sie, unter Scherz und

Streit, in die möglichst weit aufgesperrten Mäuler zu stopfen. — Dann, nachdem ich noch ein Kupferstück hingeworfen, während mehrere ungebetne Gäste hinzueilten, machte ich mich sogleich davon, und entging den weiteren Zudringlichkeiten.

Da ich nun wünschte, daß meine Reisegefährtin auch einmal eine solche ächt neapelsche Scene sehen möchte, führte ich sie an einem schönen Abend hinunter auf den belebten, lichterhellen Speisesaal, dessen Fußboden aus Lavaplatten, und dessen Plafond aus schimmernden Sternen zusammengesetzt war, auf dem man, ohne vorhergegangne Einladungskarte, augenblicklich die eßlustigsten Gäste haben, und ohne gehaltenes Conseil mit Köchin und Kuchen-Lieferanten, mit Verschmähung von Serviette, Löffel, Messer und Gabel, in jedem Augenblick eine Mahlzeit beginnen lassen kann. Nachdem wir einige Zeit hin und her gegangen waren, und alle die verschiedenen Eigenthümlichkeiten dieses offnen Gesellschaft-Salons mit seinen verschiedenen Speise-Fabriken und Detail-Verkäufern angesehen hatten, wiederholte ich bei dem Rindsmagen-Koch und der Macaroni-Köchin die Bewirthung einiger zunächst stehenden Gassenbuben. Der Salon mochte heute besonders besucht seyn. Der Competenten fanden sich also unerwartet Viele ein. Hätten wir Allen genügen wollen: wir wären end-

lich von halb Neapel in Anspruch genommen worden. Das zudringliche Betteln wurde immer ärger. Wir nahmen den Rückweg nach unserm Gasthofe. Da ich aber nicht allein war, wie bei meinen früheren Bewirthungen, sondern meine Gefährtin zu führen hatte: so war an ein leichtes Verschwinden zwischen Buden und andern Anwesenden nicht zu denken. Der Haufe, der nach Macaroni schrie, wurde mit jeder Sekunde größer, wie eine stürzende Lawine. Meine Verneinungen und Zurückweisungen blieben ohne Wirkung; und als die Schelme sahen, daß nichts zu Schmausen weiter zu erwarten war: so suchten sie sich dadurch zu entschädigen, daß sie uns mit ächter Gassenbuben-Lust in Geschrei und Bocksprüngen umschwärmten, auch wohl Einer den Andern auf uns zustießen, so daß ich mit meinem leichten Stöckchen öfter abzuwehren hatte. Zum Glück war unser Gasthof nach ein Paar Minuten erreicht, und der Portier, der uns kommen sah und einige Schritte entgegen ging, verscheuchte augenblicklich die wilde Brut.

Hier würde Hr. Nicolai, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, wieder ein gewaltiges Geschrei über ausgestandene Höllenqual und Verhöhnung erheben; allein ich sage blos, daß man in solchen Teichen solche Fische fängt, und daß es eine Unbedacht-

samkeit von mir war, mit einer Dame am Arme ein solches Gassenbuben-Mahl anzustellen. Wären wir blos umhergegangen, und hätten einzelne Betteleien um Macaroni ruhig und ernsthaft zurückgewiesen: so würden wir eine solche Belästigung nicht erfahren haben.

XXXVI.

Doch neben der Erinnerung an diese wilde Gassenbubenbrut fehlt es, wenn ich auf meine Reise zurückblicke, auch nicht an recht angenehmen Jugend- und Kinder-Bildern. Hiermit meine ich indessen nicht die Knaben und Jünglinge, die ich paarweise, still und stumm, in größeren und kleineren Zügen, größtentheils unter der Beaufsichtigung von stumm und steif nebenher gehenden geistlichen Aufsehern, zum Theil Jesuiten, oftmals in Neapel spazieren führen sah. Jeder Zug war gleichförmig gekleidet, der eine so, der andere anders, zum Theil auf halb soldatische Weise, wie es bei uns an Kadetten-Schulen ebräuchlich ist, und wie es zu Basedow's und Salzmann's Zeit in Deutschland auch in andern Erziehungs-Instituten Mode werden sollte. — Es

war unverkennbar, daß jene neapolitanische Jugend sehr verschiedenen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten angehörte; aber, wenigstens dem äußeren Ansehn nach, schienen sie auf eine Weise, die wohl an's Mönchthum erinnerte, ziemlich gleichmäßig regelrecht dressirt zu seyn. Ich kann nicht sagen, daß ihr Anblick, ob sie gleich größtentheils frisch und gesund aussahen, einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte.

Einen erfreulicheren hatte ich zu Rom, Sonntags, am 29sten April. Gleich am frühen Morgen bemerkte ich, daß die Straße Via de' Pontefici, in der wir wohnten, und welche von der Via di Ripetta nach dem Corso führt, so weit ich sie übersehen konnte, mit grünen Zweigen und Blättern bestreut war, was auf eine besondere Procession deutete. Unser Lohnbediente sagte mir, daß die jungen Mädchen dieses Stadtviertels, welche zum erstenmale zur Communion zugelassen werden sollten, von der Kirche des h. Rochus her, auf diesem Wege nach der Kirche des h. Jakobus (wenn ich nicht irre) geführt werden sollten.

Als ich, durch Gesang aufmerksam gemacht, nach einiger Zeit an's Fenster trat, sah ich die Procession langsam und feierlich die Straße herauf kommen. Voran ging ein Jesuit mit einem Crucifix, ne-

ben dem auf jeder Seite Einer mit einer brennenden Kerze ging. Diesen folgten, geführt von Geistlichen, zwei Reihen Schulknaben, an welche sich einige singende Geistliche schlossen. Dann kamen, paarweise, zwischen vierzig und funfzig junge Mädchen, alle weiß gekleidet, Jede mit einem weißen Tuche den Kopf bedeckt, das auf Schultern und Rücken hinabhing, und über dem umschleierten Kopfe einer Jeden ein Kranz von grünen Blättern und Rosen. Zuletzt sieben Paar Frauen, wahrscheinlich Mütter oder andre Verwandte der Mädchen, und auf den Seiten des Zugs zwölf Gensd'armes.

Es war ein feierlicher, erbaulicher Zug, zu dem die bescheiden niedergeschlagenen Blicke der jungen Mädchen sehr gut stimmten. Wie bei allen Processionen, die ich in Italien sah, kein störendes Zusammenlaufen und Lärmen von Gassenbuben und Janhagel, wie es wohl, selbst bei Leichenzügen, in Deutschland stattfindet. Ich sah mit herzlicher Theilnahme dem Zuge der jungen, andächtigen Christinnen nach, bis er an der Ecke des nahen Corso verschwand. —

Sonntags, am 6ten Mai, waren wir, in Begleitung von Hrn. Dr. H., nach Tivoli gefahren. Etwa um halb 11 Uhr kamen wir in dem alten, berühmten Städtchen an. Ich sah an einem Hause eine polizeiliche Verfügung angeheftet, deren Unterschrift

S. P. Q. T. (Senatus Populusque Tiburtinus) ganz dem alten Senatus Populusque Romanus nachgebildet, mit eingefleischtem Ahnenstolz, an den alten Namen Tiburnum in der alt-heidnischen Zeit erinnerte. — Wir stiegen bei Salvi in dem Hôtel de la Reine aus, in dessen Innerem große lateinische Inschriften verkünden, daß am 16ten November 1822 der König von Preußen (der dankbar optimus, maximusque princeps titulirt wird), und zu andrer Zeit andere fürstliche Personen hier logirt haben. — Als ob auch wir welche wären, ertönte bei unsrer Ankunft nicht allein Glockengeläute, sondern auch vieles Schießen, das in vielfachem, starkem Echo wiederklang; und als wir, auf einem uns angewiesenen Zimmer angelangt, an's Fenster traten, sahen wir nach und nach eine lange, und immer längere Procession langsam, und oft minutenlang auf dem Raume, den wir übersahen, verweilend, so daß wir Alles aufs Ruhigste betrachten konnten, vorüberziehen. Um uns aber nicht in irrigen Hochmuth verfallen zu lassen, sagte man uns, daß Alles zu Ehren der Madonna di Quintilione geschehe, und also uns gar nicht gelte. Ohne alle gekränkte Eitelkeit sahen wir um so unbefangener das bunte Schauspiel mit an.

Der Zug kam, auf einem großen Umwege, welchen das Felsenthal, in welches der schäumende Te-

verone sich brausend hinab stürzt, nöthig macht, von der Kirche der Madonna di Quintilione her, die ihren Namen von der ehemaligen Villa des Quintilius verus, auf welcher sie erbaut seyn soll, erhalten hat. Im bunten Zuge schritten Priester und Laien nach und nach vorüber. Fast alle Honoratioren des Städtchens, und andere fromme Einwohner, besonders dazu costumirt, halfen das Fest der Madonna feiern. Eine Menge von Fahnen und Crucifixen, und was sonst noch zu solchem kirchlich-festlichen Prunk gehört, sahen wir vorüber tragen. Unter der Schwere eines großen Altaraufsatzes erlagen fast die sechszehn Männer, die ihn trugen. Auf sie folgte der Bischof, ein ehemaliger Napoleon-scher Militair, der sich bei seinem Bischofstabe wohl zu befinden, und nach einem Marschallstabe gar nicht mehr lüstern zu seyn schien. — Hier war der Haupt-Schwerpunkt der ganzen Procession; doch rührten die vielfachen Stockungen des Zuges nicht von diesem, sondern von den vielen Engelchen her, die ihn verherrlichten, und auf dem langen, noch dazu berg-angehenden Wege, großentheils sehr ermüdet und ihrer ehrenvollen Function überdrüssig geworden waren. Die Rollen der Engelchen, womit der Zug vielfach gespickt war, wurden nämlich von lauter kleinen Tiburtinerinnen gespielt. Und eben, weil sie Engel

— unschuldige Himmelsgesandte — vorstellen sollten, hatte man, in Berücksichtigung mehrer Entwicklung der Erbsünde bei zunehmendem Alter, möglichst klei- ne Mädchen, die zum Theil kaum erst seit ein paar Jahren laufen gelernt hatten, zu diesen christlichen Ehrenrollen ausgewählt. Weil man indessen gemeint hatte, daß der Ausdruck harmloser Unschuld in ih- ren Gesichtern, wenn sie auch noch so pausbackig waren, sie doch noch nicht vollständig zu Engeln stemple: so hatte man durch ein prachtvolles, über- irdisches Costum nachzuhelfen gesucht. Und hiebei schien jede Mutter, es der andern zuvor zu thun, eifrig fromm und eitel bemüht gewesen zu seyn. Daß die Locken der kleinen Engelsköpfchen mit Blumen- kränzen gekrönt waren, versteht sich von selbst. Aber auch an buntbemalten Engelflügeln von Pappe hatte man es nicht fehlen lassen, die aber, da es nicht einen Flug nach dem Himmel hinauf, sondern blos eine Fuß-Wanderung auf irdischer Processions- bahn galt, in Ruhestand versetzt, starr und steif, nur dann und wann ein wenig wackelnd, auf den Schul- tern der kleinen Lastträgerinnen hingen, und recht- winklich vom Rücken aus wie Zwillingspaare von Ru- dern nach dem zurückgelegten Theile der Bahn hin- schauten. Nach dem Muster reich geputzter Ma- rien- und anderer Heiligen-Bilder in manchen Kirchen

und Kapellen, waren die Engelchen, trotz des weißen Grundtons ihrer Kleider, aufs Bunteste und Glänzendste mit Bändern, mit Gold- und Silber-Zindel, und ähnlichem Flitterstaat ausstaffirt. Dazu hatte das Eine einen Palmen- oder andern Zweig, das Andre ein kleines Kreuz, das dritte ein Madonnen-Bildchen, oder sonst einen Gegenstand katholisch-christlicher Verehrung in einer oder in beiden Händchen zu tragen.

Nun waren die armen Engelchen von ihrer langen Wanderung in dem beschwerlichen Himmelsstaat, bei ziemlicher Sonnenhitze, zum Theil so ermüdet geworden, daß sie die Kirche, die ihr Ziel war, wohl nur mit saurer Mühe erreicht haben mögen. Manche ließen es gar nicht undeutlich merken, daß sie den ganzen Spas satt hatten; und ein kleines, rundes Ding wollte durchaus nicht mehr vorwärts, sondern bog links um, wie ein widerspenstiges Pferd, und fiel so ganz und gar aus seiner Engel- in eine Art von Bengel-Rolle, daß die nächstfolgenden ehrbaren Laien und Priester große Mühe hatten, es nach und nach wieder etwas vorwärts zu bringen, worüber dann der ganze Zug mehrmals ins Stocken kam. — Und so war uns diese ganze Procession, wenn auch kein erbauliches, doch ein höchst ergötzli-

ches Schauspiel, dessen naive Lächerlichkeit mir unvergeßlich ist.

Die frohe Laune, in die ich hiedurch versetzt war, wurde dadurch noch gesteigert, daß unsre Esel-Lieferanten für meine Reisegefährtin keinen Damen-Sattel aufzutreiben wußten, unser freundschaftlicher Begleiter, Herr Dr. H., ihr aber sehr bald einen, von einem ihm befreundeten Cavaliere Lolli, einem der angesehnsten Einwohner Tivoli's, verschaffte, der seine Abstammung von dem alten Marcus Lollius, dessen Horaz irgendwo erwähnen soll, herleitet. So waren wir auf einmal zwischen modernen Katholicismus und alt-klassisches Heidenthum versetzt, besonders auch wieder, als wir draußen im Freien vor den Ehrenpforten, wo die Procession ihre Engelchen ein wenig hatte ausruhen lassen, über das wilde Felsenthal mit seinen Wasserstürzen nach den Ueberbleibseln der Villa des Mäcen hinabschauten, in der (wenn ich mich recht erinnere) eine Seifen-Fabrik angelegt ist.

Ich enthalte mich einer abermaligen Schilderung des schon so oft geschilderten, großen Haupt-Wassersturzes, und der lieblichen, größern und kleinern Cascadellen. Nur Dreierlei kann ich nicht unbemerkt lassen, nämlich: Erstens, daß ich recht absichtlich Standpunkte suchte, wo ich zwischen Olivenbäumen

hindurch nach dem Hauptsturze hinschauen konnte, dessen Silberglanz durch den düstern Farbenton jener Bäume noch aufs Schönste erhöht wurde — Zweitens, daß wir, bei der Rückkehr, von oben hinab blickend auf die zerstiebende Wolke von Millionen kleiner Wasserperlen des Hauptsturzes, da die Sonne grade auf der günstigsten Stelle stand, das herrlichste Regenbogen-Farbenspiel sahen — ein köstliches Schauspiel, das wir, vom Glück begünstigt, auch am Sturz des Velino bei Terni genossen — und Drittens, daß mir hier an Ort und Stelle, beim Anblick des wilden Felsenthales, mit Aloe-Stauden und großen und kleinen Wasserfällen da und dort phantastisch geschmückt, Herrn Nicolais Sehnsucht: das alterthümliche Tivoli, das man über besonders zerklüfteten Felsen-Parthieen erblickt, mit rothen Dächern geziert (oder vielmehr verunziert) zu sehen, als eine wahrhaft kolossale (der Leser wähle sich selbst ein Substantivum, das in diese Lücke paßt) erschien. —

Auf unserm Wege nach Caserta, stießen wir in einem Orte ebenfalls auf einen langen Processionszug mit vielen Fahnen, dem zwei Kerls mit einer Trommel, und ein Dritter mit einer Querpfeife voranschritten. Sie machten mit ihren Instrumenten eine Musik, als wenn ein Bärentanz aufgeführt

werden sollte, was der Andacht indessen keinesweges zu schaden schien. Es sollte, wie unser Lohnbediente sagte, das Fest der Philomena, einer längst gestorbenen, aber in neuer Zeit erst zur Heiligen creirten, gewaltigen Wunderthäterin, über welche ich noch kürzlich interessante Notizen las, gefeiert werden.

In Absicht des berühmten Blumenfestes, zu Genzano, von dem wir in Rom nur mit Begeisterung sprechen hörten, das eigentlich alljährlich gefeiert wird, und am 21sten Junius 1838 nach einer längeren Pause wieder gefeiert wurde, kann ich mich rühmen, daß ich es beinahe gesehen hätte, wie ein Knabe gegen seine Spielkameraden, die darüber klagten, von einem Hochzeithause weggewiesen zu seyn, ohne Kuchen bekommen zu haben, sich rühmte, daß er beinahe welchen bekommen hätte. Wir kamen an jenem Tage, auf der Rückreise von Neapel nach Rom, grade zur Mittagszeit nach Genzano. Wir sahen in der Hauptstraße schon die Vorbereitungen in einer Menge von aufgestellten grünen Bäumchen und ausgestreutem grünem Laube. Mehre Frauen trugen Körbe voll Blumen herbei. Die Menge der Gäste, die aus Rom und der Umgegend gekommen waren, überfüllte die Gasthöfe nicht allein von Genzano, sondern auch von dem nahen Albano. Gern wären wir geblieben, um das als höchst lieblich gerühmte

Fest zu sehn; allein Angrisanis Wagen konnte so lange nicht verweilen, und wir wurden von Herrn Cipicchia in Rom an diesem Abend bestimmt erwartet! Wir mußten also ein paar Stunden vor dem Anfang des Festes von dannen eilen. — Aber hievon, und von manchen andern Festlichkeiten und Vorbereitungen zu welchen, habe ich doch einen sehr freundlichen Eindruck gewonnen, und mich überzeugt, daß in dem Lande, welches H. Nicolai ein trübseliges schilt, ungleich mehr heitere Volkslust zu finden ist, als bei uns.

XXXVII.

Bei einem andern Experiment, was ich, um etwas eigenthümlich Italienisches näher zu betrachten, in Neapel machte, sah ich mich zwar auch gefangen und weiter geführt, als wohin ich eigentlich gewollt hatte; allein das war und blieb doch eine scherzhafte Sache, die ohne alle Unannehmlichkeit ablief, ja sie wurde eigentlich dadurch erst scherzhaft, daß ich unwillkürlich über mein vor Augen gehabtes Ziel hinaus getrieben wurde.

Die beiden Schreiber, welche ich zu Venedig in dem Durchgange vom Marcusplatze zum Hofe

des Dogen-Palastes gesehn hatte, saßen freilich schon ziemlich luftig, hatten aber doch in der offnen Halle die Decke derselben über sich, und waren also zwar in freier Luft, doch eigentlich nicht unter freiem Himmel. In Florenz und Rom habe ich deren keine gesehn, doch in Neapel desto mehr, die Stuhl und Tisch auf ganz offner Straße aufgestellt, und nichts als den blauen Himmel über sich hatten. Schon Morgens um 5 Uhr habe ich sie sitzen und ihre Federn spitzen sehn, um jedes dummen Teufels und jedes liebeseligen oder liebegeplagten Herzens Geheimsecretaire zu seyn. — Der wenige Schulunterricht welchen der große Haufe dort genießt, macht solche allezeit fertige Schreiber dort unentbehrlich; und das milde Klima gestattet diesen, so gut wie dem Schuster und Tischler, ihren Erwerb unter freiem Himmel zu treiben.

Da wir fast täglich über den Schloßplatz fuhren: so sah ich auch fast täglich dort vier öffentliche Schreiber sitzen, nämlich zwei gleich an der Ecke des k. Schlosses, wenn man sich rechts nach dem daran stoßenden Theater S. Carlo wendet, und zweie, diesen schräg gegen über, vor dem Hause eines Kaufmanns, je zwei und zwei immer etwa zwölf bis funfzehn Schritte von einander getrennt. Sie sahen mehr oder weniger ärmlich, doch nicht ruppig und wie

zum gemeinen Volk gehörig aus. Dann und wann sah ich auch den Einen oder den Andern beschäftigt, wodurch ich immer an die ausdrucksvolle Gruppe in Venedig erinnert wurde. Da stieg endlich der Wunsch in mir auf, einmal etwas näher zu prüfen, weß Geistes Kind solch ein Patron ungefähr sey.

In einer freien Stunde gegen Abend zog ich also einmal meinen Reise-Oberrock an, und setzte meine wasserdichte Reise-Mütze auf, um nicht durch bessere Kleidung dem Publikum dieser Schreiber gar zu fern stehend zu erscheinen, sondern vielmehr halb und halb in der Rolle eines Pauvre honteux aufzutreten, und dadurch den Verdacht eines blos neugierigen Aushorchens abzuwehren.

Ich ging langsam gleich nach dem nächsten Secretarius publicus an der Ecke des Schlosses, der von Allen das anständigste und gescheiteste Ansehn hatte, und an dessen Tisch ein Zettel mit seinem Namen (den ich leider vergessen habe) und mit der Notiz hing, daß er alle Arten schriftlicher Aufsätze, sowohl in italienischer, als auch in französischer Sprache verfertige.

Als ich an seinen Tisch getreten war und ihn begrüßt hatte, nöthigte er mich, auf einem zur Seite noch frei stehenden Stuhle Platz zu nehmen. Ich redete ihn in französischer Sprache an, und ersuchte

ihn, mich, als einen Fremden, ein wenig über sein Geschäft zu belehren. Mit rascher Sprachfertigkeit erwiederte er mir, daß er schriftliche Aufsätze aller Art mache: Eingaben an Behörden, Bittschriften, Beschwerden, und Briefe jeglichen Inhalts. Auf meine Frage, ob darunter auch manchmal Liebesbriefe vorkämen, fiel er mir mit einem raschen „O, mon dieu! mon dieu!" ins Wort, wobei er den Kopf ein wenig in die Höhe warf, und eine Miene machte, welche unverkennbar andeutete, daß er hievon viel erzählen könne. Ich sagte ihm, dies Vertrauen des Publikums sey ein ehrenvolles Zeugniß, daß es von ihm und seinen Kollegen immer mit verschwiegener Discretion behandelt würde. Seine Antwort war, daß dies seine erste Pflicht sey.

Indem er nun nach der Feder griff, fragte er mich, mit was für einem Aufsatz er mir vielleicht dienen könne? Ich sagte ihm, daß ich der italienischen Sprache nicht mächtig genug sey, um einen guten Brief zu schreiben, und ihn daher wohl einmal werde um seine Hülfe ansprechen müssen. — Gleich fuhr er nun mit der Feder ins Dintefaß. Deßhalb setzte ich gleich hinzu, daß ich für heute aber nur eine vorläufige Erkundigung habe anstellen, auch nach dem Preise für einen Brief fragen wollen. „Une bagatelle" unterbrach er mich, und fragte

nun, an wen ich zu schreiben hätte? Meine Erwiederung war, ich hätte hier die Bekanntschaft einer sehr achtbaren Dame gemacht, der ich vielleicht einmal — doch ehe ich die ausweichende Antwort, mit welcher ich mich losmachen wollte, vollendet hatte, war er von seinem Stuhle aufgesprungen, und ging mit eiligen Schritten nach dem gegenüberliegenden Kaufmannsladen hin. Ich wußte nicht, was das heißen sollte, und hätte die eingetretene Pause fast benutzt, um mich zu entfernen. Indessen, um gegen den höflichen Mann nicht unhöflich zu seyn, stand ich von meinem Sitze zwar auf, blieb aber an dem Tische noch stehen, weil ich nicht ohne Dank und Abschiedswort von dannen gehen wollte.

Im Umsehen war er wieder da, mit einigen Bogen feinen Briefpapiers in der Hand, die er auf seinen Vorrath von gewöhnlicherer Sorte legte. Sich selbst setzend, nöthigte er auch mich wieder zum Sitzen. Es war mir augenblicklich klar, daß er das feinere Papier geholt hatte, weil ich von einer achtbaren Dame gesprochen hatte, für die er die geringere Sorte, deren er sich bei seinem gewöhnlichen Publikum bediente, nicht für gut genug hielt. Ich sah, er wollte sogleich sein Werk beginnen, damit ich nicht etwa morgen oder übermorgen zu einem seiner Kollegen ginge. Mich innerlich selbst auslachend, sah

ich also, daß ich gefangen war, und daß aus dem Scherz Ernst werden müsse, indem es nicht mehr zu vermeiden sey, mir wirklich einen Brief schreiben zu lassen. Zwar hätte ich wohl unter allerlei Vorwand, und mit dem Versprechen, ein andermal wiederzukommen, mich losmachen können; allein das hielt ich jetzt für Unrecht gegen den dienstfertigen Mann, der so fest darauf rechnete, durch mich noch sein Abendbrodt zu verdienen, und in diesem Glauben schon eine kleine Geldausgabe gemacht hatte. Ich ergab mich also ohne weitere Einrede darein, die sichre Hoffnung des Mannes in Erfüllung gehen zu lassen. Keiner der Vorübergehenden kannte mich ja; ich konnte also ohne Bedenken sitzen bleiben, so lange es nöthig war; ja es erschien mir sehr belustigend, mich selbst auf einmal in der Rolle eines, durch eine gedungene Feder Bevormundeten zu befinden, worüber ich so manchmal aus der Ferne gelacht hatte.

Nun galt es indessen, um die spashafte Situation möglichst auszubeuten, ein gutes Sujet zu einem möglichst ergötzlichen Briefe zu ersinnen. Als anfangs der Strom meiner Rede noch nicht recht fließen wollte, schien mein Geheim-Secretair dies nur für eine Art von verlegner Zurückhaltung anzusehn, und er suchte mich dadurch zu ermuthigen, daß er mir in vertraulichem Tone sagte, ich möchte

ihm nur offenbaren, und ohne alle Furcht vor irgend einem Mißbrauch meiner Mittheilungen, auch das Geheimste, was ich auf dem Herzen habe, entdecken. Das stimmte mich im Innern immer lustiger, und war mir eine neue Anreizung, den Stoff zu einem abenteuerlichen Briefe zu improvisiren.

Ich haspelte also nach und nach, so gut es gehn wollte, folgenden kleinen Roman ab:

Zuerst warf ich einige Worte hin von verunglückten Fabrik-Unternehmungen, um anzudeuten, daß ich mich in etwas mißlichen Vermögensumständen befinde. Ich gab vor, daß mein einziger Bruder im vorigen Jahre hier an der Cholera gestorben, und ich aus der Schweiz gekommen sey, um sein nachgelassenes Vermögen in Empfang zu nehmen, aber wenig Aussicht habe, etwas von Bedeutung zu erhalten. Dann sagte ich, daß die schon erwähnte Dame die Wittwe eines gewesenen Freundes meines Bruders sey, den ebenfalls die Cholera weggerafft habe; ferner, daß diese Dame aus Venedig sey, ein ansehnliches Vermögen habe, dorthin zu ihren Verwandten zurückkehren wolle, und mir den Antrag habe machen lassen, daß ich sie dorthin, oder doch wenigstens bis nach Ober-Italien, begleiten möchte, weil sie sich fürchte, mit ihren Kindern die weite Reise ohne männliche Begleitung zu machen,

und weil sie in dem großen Vetturin-Wagen, den sie miethen wolle, grade noch einen Platz für mich übrig haben werde. — Endlich rückte ich dann mit der Hauptsache heraus, und trug meinen Wunsch vor, ihr zu schreiben, daß ich mich durch den Antrag, sie auf der Reise zu begleiten, sehr geehrt fühle, und daß es mir zur größten Freude gereichen werde, mit einer so liebenswürdigen Frau eine so weite Reise zu machen, daß es mich aber noch ungleich glücklicher machen müßte, wenn sie, wie es der sehnlichste Wunsch meines Herzens sey, sich mit mir noch enger, und zwar zu einer Reise durchs ganze Erdenleben, verbinden wollte.

Ein leichtes Kopfnicken meines Geheim-Secretairs schien anzudeuten, daß ihm diese Wendung gefalle; und mit einer erhöhten Freundlichkeit fragte er: „Also ein Heirathsantrag?"

Um nicht unwillkürlich durch Lachen mich verdächtig zu machen, hielt ich die linke Hand vor den Mund, und antwortete mit niedergeschlagenen Augen: „Nun ja — wenn ich es gerade heraus sagen soll: ein Heirathsantrag!"

„n'ayez pas peur!" flüsterte er mir zur Ermuthigung zu, versicherte dann, daß er nun hinlänglich unterrichtet sey, und fing sogleich an, mit flinker Feder drauf los zu schreiben. Anstatt ihn in-

dessen ungestört schreiben zu lassen, schwatzte ich — jetzt in guten Zug gekommen — fast ununterbrochen auf ihn los, theils um einen möglichst lächerlichen Brief zu erhalten, theils — und das war mir eigentlich die Hauptsache — um meinen Geheim-Secretair möglichst auf die Probe zu stellen, wie er, bei einem fortwährenden Vorschwatzen und buntem Durcheinanderwerfen dessen, was ich geschrieben haben wollte, seine Aufgabe lösen werde. — Vor allen Dingen empfahl ich ihm daher, der Dame recht viel Schönes über ihre Liebenswürdigkeit zu sagen, da sie nicht ohne Eitelkeit sey, und dies sehr gern zu hören scheine. Dann sollte er überhaupt möglichst zärtlich schreiben. Er sollte ihr zu bedenken geben, daß es doch wenigstens in den Augen der Welt eine verfängliche Lage bleibe, wenn eine junge Wittwe mit einem unverheiratheten Manne reise, und daß es in jedem Betracht angemessener sey, wenn wir, durch ein engeres Band fürs ganze Leben mit einander verbunden, uns auf den Weg begäben. Er sollte ihr die Versicherung geben, daß ich nicht auf äußerliche Vortheile sehe, sondern nur auf ein schönes, inniges Verhältniß, desgleichen, daß ich für körperliche Unvollkommenheiten (sie sollte nämlich, wie ich merken ließ, etwas gebrechlich seyn) kein Auge habe, sondern mich blos an Vorzüge des

Geistes und Herzens halte. Er sollte sagen, daß ich sie freilich am liebsten im Triumph nach meinem theuren Vaterlande, der Schweiz, führen möchte, wenn sie aber von ihrer Vaterstadt Venedig nicht lassen wolle, auch dort an ihrer Seite höchst glücklich seyn werde. Er sollte betheuern, daß ich ihre lieben Kinder, nicht als Stiefkinder zu behandeln, sondern sie, wie meine rechten Kinder zu lieben, mir zur Pflicht machen werde. Vor Allem aber sollte er sie bitten, sich nicht an mein weißes Haar und an mein reiferes Alter zu stoßen, sondern überzeugt zu seyn, daß in meiner Brust noch ein sehr warmes Herz schlage; auch solle sie nicht vergessen in Anschlag zu bringen, daß ich ihrem seligen Manne, wenn auch an Jugendfrische, doch gewiß nicht an Tugenden und reiferer Erfahrung nachstehe, und daß mancher Temperamentsfehler, über den sie sich bei Jenem zu beklagen gehabt, bei mir gewiß nicht zu fürchten sey u. s. w. u. s. w.

Dies Alles, und vielleicht noch manches Andere, was mir entfallen ist, schwatzte ich, mit wenigen Pausen, aufs Bunteste durcheinandergeworfen, und bald dies, bald jenes mit wenig veränderten Worten wiederholend, ganz in der Art und Weise, wie es die alte Frau in Venedig zu machen schien, auf meinen Geheimschreiber los, um zu sehen, wie

er sich aus diesem Gallimathias herausfinden, und was er für ein Monstrum von Liebesbrief daraus machen werde.

Aber er schrieb und schrieb, rasch und fast ohne inne zu halten, ohne mir eine Einwendung zu machen, oder mich noch einmal um etwas zu befragen, nur dann und wann mit dem Kopfe nickend, um anzudeuten, daß er mich wohl verstehe, in sehr kurzer Zeit ungefähr drittehalb gute Quartseiten voll. Die Schriftzüge waren leicht und sehr angenehm fürs Auge. Eine Zeile sah aus, wie die andere, und nirgends war etwas ausgestrichen, übergeschrieben, oder auch nur ein Buchstabe corrigirt.

Sobald er fertig war, erbot er sich, mir Französisch vorzulesen, was er Italienisch geschrieben hatte. Er that dies fast ohne Anstoß; und als ich zu Hause das Geschriebene selbst las, überzeugte ich mich, daß seine Uebersetzung aus dem Stegreif, freilich nicht wörtlich, doch den Sinn überall richtig wiedergebend, gewesen war.

Was den Inhalt und die Einkleidung des Briefs betraf, so war er freilich in manchem Betracht ein anderer, als ich ihn nach meinen, absichtlich barok gestellten Angaben erwartet hatte, aber um so mehr mußte ich die Gewandtheit, ja ich möchte sagen: Feinheit, mit welcher der Schreiber die Aufgabe gelöst

hatte, anerkennen. Es war die Verwandlung eines Patois in eine geregelte Schriftsprache. Es war gleichsam ein Portrait, in welchem die Karrikatur-Züge des Originals durch Verflachung zwar veredelt, aber doch noch treu genug dargestellt waren, um es ein sehr ähnliches nennen zu müssen. Die schmeichelhafte Einleitung hielt sich mehr an eine herkömmliche Phraseologie, doch die übrigen, specielleren Sätze deuteten sehr gut an, was ich angegeben hatte, umgingen indessen Alles sehr geschickt, was anstößig hätte erscheinen können. Ueberall gab es sich kund, daß der Schreiber daran gewöhnt war, verworrene Angaben und ungehörige Aeußerungen mitgetheilt zu erhalten, und Ordnung in ein abenteuerliches Chaos zu bringen. — So unzählige Briefe ich auch in meinem Leben geschrieben, und so manches Buch Papier ich auch, bald ernsten, bald scherzhaften Inhalts, mit leichter Feder voll geschrieben habe: so muß ich doch eingestehen, daß ich, unter solchem fortwährenden Geschwätz, einen solchen Brief so schnell und ohne Veränderung oder Zusetzung eines Wortes, schwerlich würde schreiben können. — Der Mann verstand sich auf sein Geschäft. Ich zweifle, daß es mit allen seinen Kollegen so der Fall ist. Der von mir in Venedig beobachtete wenigstens sah gar nicht so aus.

Die zwei Carlin (zwischen 5 und 6 gute Groschen), die ich versuchsweise meinem gescheuten Neapolitaner gab, nahm er mit so zufriednem Danke hin, daß ich nicht nöthig hatte, etwas zuzulegen. Beim Abschiede wünschte er mir einen guten Erfolg, worauf ich ihm erwiederte, daß es, wenn sein Brief mein Glück bewerkstellige, auch sein Schade nicht seyn solle, was er mit Vergnügen zu hören schien.

So trennten wir uns: ich über den Spas erfreut, den ich mir gemacht — er über das schnell verdiente Geld erfreut, und wahrscheinlich über den alten Thoren im Herzen lachend, den er zu einer jungen, reichen und schönen Frau verhelfen sollte. —

Nun wollte der Zufall, daß ich an einem der nächstfolgenden Tage, als ich eben einen Brief auf die Post getragen hatte, einen Freund nebst Frau und Kind, die eben eine Spazierfahrt gemacht hatten, im offenen Wagen erblickte. Nach kurzem Gespräch stieg der Mann aus, um noch ein kleines Geschäft abzumachen, und foderte mich auf, seine Stelle einzunehmen, und seine Frau nach Hause zu begleiten. Ich that es. Nach wenigen Minuten fuhren wir in geringer Entfernung vor meinem Geheim-Secretair vorbei. Er war unbeschäftigt. Ich mochte ihn nicht grüßen; aber unsere Blicke begegneten sich, und er erkannte mich, troß meiner andern Kleidung.

Auch er grüßte mich nicht; allein sein höchst ausdrucksvolles, schalkhaftes Mienenspiel sprach es auf das Verständlichste aus, daß er die hübsche Frau an meiner Seite für meine Braut, und das Kind auf ihrem Schooße für eins meiner künftigen Stiefkinder — den Antrag seines, zur glücklichen Stunde fabricirten Briefes also für angenommen hielt.

Er wird mich nun wohl für einen Undankbaren halten, denn ich vermied es seitdem, wieder von ihm erkannt zu werden. — Er scheint dafür die vergeltende Nemesis zur Rache gegen mich beschworen zu haben, denn einem Strafakt von ihr muß ich es fast zuschreiben, daß ich jenen Brief, den ich monatlang unter meinen Reise-Papieren sorgfältig aufbewahrte, nun, alles Suchens ungeachtet, nicht finden, und als ein interessantes italienisches Dokument meiner Erzählung also auch nicht beifügen kann. — Ein Verlust, der mir unersetzlich ist.

XXXVIII.

Zur wohlgemeinten Warnung für künftige Reisende, und um überhaupt nichts zu verschweigen, was mir in Italien Unangenehmes begegnet ist, will ich noch zweier böser Vorfälle hier erwähnen. — Am 30sten Mai wurde der Namenstag des Königs von Neapel schon um 3 Uhr Morgens mit einer Menge von Kanonenschüssen aus den Kastells begrüßt, deren Echo's zehnfach von den nahen und fernen Felsen und Bergen zurück tönten. So noch mehrmals im Laufe des Tages; auch am Mittag von den englischen Kriegsschiffen auf der Rhede, die mit bunten Guirlanden von Flaggen aufs Reichste geschmückt waren. — Wir hatten durch unsern Wirth, für doppelten Preis, wie es bei solchen Gelegenheiten herzugehen pflegt, zwei Sperrsitz-Billets zum Theater S. Carlo erhalten, um die sogenannte große, nur bei besondern, festlichen Gelegenheiten stattfindende Erleuchtung dieses größten Theaters in Europa zu sehn. Wir hatten ausdrücklich Billets zu zwei neben einander befindlichen Sperrsitzen bestellt, und so auch eins mit Nummer 4, und eins mit Nummer 5, auf der siebzehnten Reihe (fila 17) erhalten. Auf jedem der beiden, auf sehr dünnem Papier schlecht gedruckten, kleinen Billets waren an

zwei Stellen die Nummern der Reihe und der Plätze mit Dinte eingeschrieben, so daß man, wenn die Billets, von oben nach unten, etwa in der Mitte, durchgerissen wurden, auf jedem Stück noch die Nummer der Reihe und die Nummer des Sitzes hatte. — Der Instruction unsers Lohnbedienten gemäß, der uns bis zum Eingange begleitet hatte, reichte ich, vor der Eingangsthür zum Parket, dem Manne, der mir die Billets abfoderte, beide hin. Er nahm sie, riß sie beide mitten durch, und gab mir von jedem die vordere Hälfte zurück. Die hintere Hälfte von beiden behielt er. — Sobald wir in den Parket-Raum eingetreten waren, nahm mir einer der, hiezu angestellten Theaterdiener die beiden halben Billets ab, sagte, daß wir ihm folgen sollten, und ging dann vor uns hin, die Billetstücken in seinen Händen behaltend, und sie hiebei durch die Brille besehend. Er führte uns nach der siebzehnten Reihe, wies meiner Reisegefährtin den Sitz Nummer **5**, und mir Nummer **4** an, gab mir dann, indem er sich entfernte, zwei Billetsstücken in meine Hand zurück, und ich steckte sie beide in eine meiner Westentaschen, ohne sie diesen Abend noch einmal genau anzusehn.

Das weite, hohe, schön decorirte Haus, mit sechs Logenreihen übereinander, auf das Glänzendste

erleuchtet durch ungefähr 730 hohe, auf Armleuchtern an den Säulen zwischen den Logen aufgesteckte Wachslichter, und einen sehr großen Kronleuchter mit einer Menge von Lampen, und die Hoflogen noch besonders von Wachslichtern erhellt, gewährten einen prachtvollen Anblick. Mitten im erfreulichen Anschaun dieser Herrlichkeit wurde ich aber, etwa nach einer Viertelstunde, auf einmal durch einen zweiten, wohlbeleibten Theaterdiener gestört, welcher sich unsrer Sitzreihe näherte, und mir zurief, daß ich meinen Platz verlassen, und ihm folgen möchte, um mir einen andern von ihm anweisen zu lassen. Auf meine verwunderte Frage, wie er zu dieser Zumuthung komme, antwortete er mir, meine Nachbarin könne sitzen bleiben, ich aber sey auf einem unrechten Platze, und er wolle mich nach dem mir zukommenden Steh-Platz führen. Und hiebei zeigte er nach einer sehr entfernten Seite des Parterre's hin. Natürlich protestirte ich auf's Bestimmteste hiegegen, berief mich darauf, daß dieser Platz nicht allein theuer bezahlt, (die Stehplätze haben weit niedrigere Preise) sondern mir auch, gegen Vorzeigung meines halben Billets, von dem andern Theaterdiener ausdrücklich angewiesen sey. Ich blieb also sitzen, und schlug, im Gefühl meines guten Rechts, die wiederholten Stürme des dicken Theaterdieners und dann

auch eines Polizei-Offizianten mit unerschütterlicher Festigkeit ab. — Die Details zu erzählen, würde hier zu weitläuftig seyn. Ich füge also nur noch hinzu, daß, nach Beendigung der vieraktigen Oper Alfonso d'Aragona, der Sturm von einem Offizianten der Polizei erneuert, und als ich abermals nicht weichen wollte, ich von demselben am Arm und Rock gepackt wurde, um gewaltsam hinweggerissen zu werden. Zum Glück stand ein anderer, wahrscheinlich etwas höherer, Offiziant neben Jenem. Diesem rief ich zu, daß ich an ihn, wegen solcher Mißhandlung appellire, und daß ich mich unter dem Schutze des preußischen Gesandten befinde, dem ich morgen Alles mittheilen werde. Dies hatte die augenblickliche Wirkung, das der Offiziant, an welchen ich diese Worte richtete, meinen Feind, der mich schon von meinem Sitz gezogen hatte, zurück schob, und mir in einem anständigen, ruhigen Tone sagte: Ritornate! (Kehren Sie zurück!) worauf ich dann unangefochten, aber freilich nicht ohne große innere Aufregung, mich wieder niedersetzte, und das mit einer von mir noch nirgends gesehenen Pracht ausgestattete Ballet „Faust" (dem das Götheschè Gedicht zum Grunde gelegt war) im vielartigsten Wechsel von Theaterpomp aller Art aufführen sah.

Ich hatte am andern Tage sowohl schriftliche, als mündliche Verhandlungen über die erlittene Mißhandlung mit dem k. preußischen Ge'andten, Herrn von Küster, der meine Beschwerde auf eine Weise, die ich dankbar zu rühmen habe, aufnahm. Die Sache hatte indessen auf einmal eine andere Gestalt gewonnen, als ich meine Billets zu mir stecken wollte, um sie Herrn von Küster zu zeigen, und ich nun zu meiner größten Ueberraschung entdeckte, daß mein Billet wirklich nicht auf die siebzehnte Reihe von Plätzen lautete, sondern auf die vierte, mit dem beigeschriebenen Worte: Paglia (Stroh). Die Bedeutung dieses Wortes auf dieser Stelle wußte mir weder Hr. von Küster, noch Der und Jener, den ich darum befragte, zu sagen. Es deutete aber wahrscheinlich einen Stehplatz an — der vielleicht mit einer Strohdecke belegt war — und wenigstens war Das gewiß, daß ich nach diesem Billet nicht berechtigt gewesen war, in der siebzehnten Reihe zu sitzen. Ich war also gröblich betrogen worden — nicht aber gleich von unserm Wirth durch ein unrechtes Billet, sondern im Theater durch einen der dortigen Offizianten, der mir statt des richtigen halben Billets ein anderes in die Hand geschoben hatte, um das meinige noch zu hohem Preise an einen

Andern wieder zu verkaufen. — Aus Allem ergab sich, daß die Sache sehr weitläuftig geworden, und doch nicht ins Klare zu bringen gewesen seyn würde. Ich that also von selbst auf eine weitere Untersuchung Verzicht, besonders da diese mir vielerlei Weitläuftigkeiten gemacht haben würde, und wir zum folgenden Tage schon die Vorbereitungen zu einem herrlichen Ausfluge nach Pompeji und Pästum gemacht hatten, wo ich die ganze Unannehmlichkeit auch sehr bald verschmerzte. —

Gewonnen hatte ich durch eine mündliche Verhandlung mit Herrn von Küster, daß ich bei ihm eine Art von modern-klassischem Boden kennen lernte, indem er bei meinem nachherigen Abschiedsbesuche mich neben seinem Sprechzimmer auf einen sehr geräumigen, reich mit blühenden Gewächsen besetzten und mit einer großen ausgespannten Leinwand überschirmten Balkon führte, von dem man über eine nicht unbedeutende Masse vorliegender Häuser hinweg, eine überraschende Aussicht nach dem Posilipp und einem Stück des Golfes hatte. Als ich meine Freude hierüber äußerte, sagte mir Hr. v. Küster, daß hier vor Zeiten der Ritter Hamilton gewohnt habe, dessen schöne (später von Lord Nelson sehr ausgezeichnete) Gemahlin sich in den achtziger Jahren durch ihre mimischen Darstellungen mit Hülfe

malerischer Drappirungen allgemein berühmt machte, gewohnt habe, und daß dies die schöne Aussicht sey, welche schon Göthe in seiner Reisebeschreibung gepriesen habe. Das Haus ist jetzt, wenn ich nicht irre, das Eigenthum der Preußischen Gesandschaft, heißt die capella vecchia, und liegt auf dem Largo S. Catharina.

Käme ich jemals wieder nach Neapel und ich wollte das Theater S. Carlo besuchen: so würde ich mein Billet genau studiren, beim Hinreichen desselben an die Theaterdiener, Jedem laut die Nummern von Reihe und von Sitzplatz nennen, Jedem scharf auf die Fingern sehn, und sobald es mir wieder eingehändigt wäre, genau untersuchen, ob ich auch ehrlich mein halbes Billet zurück erhalten habe, um, wenn dies nicht der Fall wäre, den Betrug auf der Stelle rügen zu können. Diese Vorsicht will ich hiemit Jedem, der jenes Theater, besonders bei einer festlichen Gelegenheit, besucht, wo es manchmal an Billets fehlt, hiemit wohlmeinend, zur Vermeidung einer ähnlichen bösen Erfahrung, angerathen haben. —

Läse aber Hr. Nicolai meinen obigen Bericht, und er wollte mir triumphirend zurufen, daß ich nun selbst einsehen müsse, was für spitzbübische Schelmenstücke die Italiener sich gegen die

Fremden erlauben: so wäre ihm zu erwiedern, daß man, um Aehnliches zu erfahren, nicht nöthig habe, nach Italien zu reisen. — Als ich im vorigen September einem Freunde aus Halle, der mich mit seinem Besuche erfreute, beim Austausch von allerlei Reiseabenteuern, endlich auch jenes neapelsche Kunststückchen erzählte, sagte er lachend, daß man dergleichen auch in der guten Stadt Halle erleben könne. Und so überbot er mein Geschichtchen noch, indem er erzählte, daß bei einer Vorstellung im neuen dortigen Schauspielhause, zu der starker Andrang gewesen wäre, zu mehreren Logen- oder andern bestimmten Sitzplätzen, zwiefach Billets verkauft worden seyen, und daß er selbst und mehrere Personen daher, als sie sich bei den ihnen zukommenden Plätzen eingefunden, diese schon von Andern, mit gleichem Recht, besetzt gefunden, und das Vergnügen gehabt hätten, ohne etwas von dem Schauspiele gesehen zu haben, wieder mit großem Verdrusse nach Hause gehen zu müssen. Die darauf erfolgte Bestrafung der argen Ungehörigkeit konnte die Angeführten für den gehabten Verdruß und für das, was sie versäumt hatten, nicht entschädigen. — Also nicht allein von den betrügerischen Italienern, sondern auch von den biedern Söhnen der „holden, mütterlichen Frau, Germania", werden dergleichen

Schelmereien begangen, und noch dazu gegen die lieben Landsleute!

XXXIX.

Ein anderer, in seinen Folgen noch viel unangenehmerer Streich wurde mir in dem letzten Nachtquartiere vor Nizza, zu Mentone, in dem von sardinischem Gebiet umgebenen, souverainen Fürstenthume Monaco, gespielt.

Sorgfältiger, als Geld, Uhren und alle meine andern Sachen, hatte ich auf der ganzen Reise das Portefeuille mit unsern Pässen aufbewahrt. In den Gasthöfen verschloß ich es in Kommode oder Schreibtisch. Auf der Reise hatte es in einer innern Tasche meines Oberrocks, die innen fest zugeknöpft war, seinen Platz. Am 16ten Julius, da es sehr warm war, hatte ich bei der Abreise nach Tische meinen Staubmantel blos angezogen, und den Oberrock, in dessen Tasche die Pässe befindlich waren, auf den Rücksitz gelegt. In geringer Entfernung vor Mentone stand ein kleines Haus am Wege, aus welchem ein Brigadier der dortigen Carabiniers an unsern Wagen trat, und meinen Paß zu sehen verlangte. Auf freier Landstraße kam mir das sonder-

bar vor; allein ich dachte, daß die Einrichtung hier wohl so seyn müsse, und übergab also ohne Einwendung dem Manne meinen Paß. Als er diesen angesehen, reichte ich ihm auch den Paß meiner Reisegefährtin hin, den er aber nicht zu sehen verlangte. Hierüber wechselten wir noch einige scherzende Reden, und trennten uns dann mit gegenseitigen, freundlichen Worten und Grüßen. Hierauf steckte ich die Pässe wieder in ihre Tasche, und knöpfte diese auf gewöhnliche Weise sorgfältig zu. Sie waren darin wegen der nöthig gewordenen, angelegten Papierbogen, so eng eingeklemmt, daß sie nicht hätten herausfallen könneu, wenn die Tasche auch nicht zugeknöpft gewesen wäre, und man den Rock am untern Ende angefaßt, und aufs Stärkste geschüttelt hätte. — Vor der Einfahrt in die Stadt, führte der Weg durch eine Pflanzung, von blühenden Oleandern, was einen sehr angenehmen Eindruck auf uns machte. Wir ahnten noch nicht, was für eine tückische Schlange dahinter verborgen lag.

Am Gasthofe in Mentone angekommen, trug ein Bursche, nebst andern Sachen, auch meinen, regelrecht zusammengelegten Oberrock, nach den Zimmern hinauf, wo wir logiren sollten. Ich aber war noch ein paar Minuten im Wagen mit Zusammensuchen anderer Kleinigkeiten, die ich in den

Wagentaschen aufbewahrt hatte, beschäftigt. Oben führte mich alsdann die Wirthin erst in einen größern, gemeinschaftlichen Durchgangs-Saal, dann durch ein kleines Mittelzimmer in das, wo ich logiren sollte. Einige Minuten später, als ich mein Hutfutteral ausgepackt, und nach dem Saal zurückging, um an der Treppe einem der Domestiken einen Auftrag zu geben, erblickte ich meinen Oberrock unordentlich, hingeworfen auf einen Stuhl. Ich nahm ihn auf, um ihn in mein Zimmer zu tragen. Sogleich fielen einige andere, kleine Papiere, die mit in der Tasche beim Paß-Portefeuille gewesen waren, auf den Fußboden! Der Knopf der Tasche war geöffnet! Das Portefeuille mit den Pässen war verschwunden! Ich war ungleich erschrockner und beunruhigter, als da mir einmal bei einer Reise durch Hannover von einem Taschendiebe mein Geldbeutel mit meiner ganzen Reisekasse gestohlen war, denn es leuchtete mir augenblicklich ein, daß das Portefeuille nicht wieder herbei zu schaffen seyn werde, und daß daraus die größten Unannehmlichkeiten entspringen würden.

Ich rief nach dem Burschen. Er war eben zum Hause hinaus gegangen. Ich lief auf die Straße, und rief ihn zurück. Er erschien mir als unschuldig; doch blieb er mir der Einzige, gegen den ich Verdacht haben konnte, da ich außer der Wir-

thin und ihrer Tochter, Keinen in dem Saale gesehen hatte. Wirth und Wirthin — gewiß sehr ehrliche Leute — behaupteten, daß ich die Pässe unterwegs verloren haben müsse. — Ein junger Mann, anständig aussehend, in einem schwarzen Frack, der auf der Straße mit einem Geistlichen sprach, nahm Theil an der Verhandlung. Ich erzählte, daß ich noch kurz vor der Stadt dem Brigadier meinen Paß gezeigt, und ihn dann wieder sorgfältigst verwahrt hätte. Nach mancherlei Hin- und Hersprechen suchte der junge Mann mich dadurch zu beruhigen, daß der Militair-Gouverneur mir wohl werde eine Art von Interimspaß ausstellen bis zum nächsten preußischen Consul. Dazwischen rief mich die Wirthin ins Haus, und suchte mich dadurch zu beruhigen, daß sie sagte, es sey schon ein öffentlicher Ausruf bestellt, mit dem Versprechen einer guten Belohnung für den Finder und Ueberbringer der Pässe. Ich erwiederte, daß dies zu gar nichts führen könne, weil Der, in dessen Händen sie sich befänden, sich wohl hüten werde, damit hervorzutreten, weil er dann eingestehen müsse, das Portefeuille hier aus der Tasche meines Oberrocks gestohlen zu haben. Hierüber gerieth nun der Wirth in Feuer und Flammen, indem er den Schimpf nicht auf seinem Hause und den Seinigen wollte haften lassen,

daß solch ein Gaunerstreich verübt worden sey. Kurz, eine lebhafte Scene jagte die andre.

Als ich hierauf wieder auf die Straße trat, sagte der Herr im schwarzen Frack, daß der Gouverneur, den er sehr gut kenne, von einem Spaziergange zurückkehrend, so eben hier vorüber gegangen sey, daß er ihm meine Geschichte mitgetheilt, und dieser sich sehr geneigt erklärt habe, mir zu helfen, wenn der Brigadier der Carabiniers wirklich bezeugen könne, bei meiner Ankunft meinen Paß gesehen und in Ordnung gefunden zu haben. Aufs Dankbarste ergriff ich die Hand des jungen Mannes, und sagte ihm in den wärmsten Ausdrücken, wozu mein Gefühl mich trieb, was er indessen, ohne Erwiederung, ziemlich kalt aufzunehmen schien.

Während dessen war es fast dunkel geworden. Ich ließ schnell ein Cabriolet anspannen, und er fuhr mit mir zu dem Wachposten des Brigadiers hinaus. Unterwegs sprach er von einer großen Reise, die er mit einem Engländer gemacht; er trug mir an, ihn morgen mit nach Nizza zu nehmen, wo sich seine Frau, ihrer geschwächten Gesundheit wegen, befände, und er erbot sich, mit mir in Nizza zu dem Preußischen Consul zu gehen, um meine Sache zu unterstützen. — So geneigt ich war, mich ihm gefällig zu bezeigen: so mißfiel mir doch die etwas unfeine, zu-

dringliche Manier, mit der er mir jenen Antrag machte. — Meine nächste Freude war, daß der Brigadier mich nicht allein, unter sehr freundlichen Versicherungen, wieder erkannte, sondern auch auf das Dienstfertigste bereit war, mich zu dem Gouverneur zu begleiten, um mir das Nöthige zu bezeugen. — Hätte ich mich, eine Stunde früher, hoffährig, widerspenstig und beleidigend gegen ihn benommen, wie es Hr. Nicolai höchst wahrscheinlich, bei einer Abfoderung des Passes auf freier Landstraße gethan haben würde: wie hätte der Brigadier sich jetzt, durch ein verweigertes, zum folgenden Tage verschobenes oder zweideutig gestelltes Zeugniß, an mir rächen und mich aufs Bitterste strafen können! Jetzt hatte ich dagegen den schlagendsten Beweis, daß ein freundliches, den bestehenden Gesetzen angemessenes Benehmen auch auf Reisen die besten Zinsen trägt.

Wir fuhren nach der Wohnung des Gouverneurs. Dort angemeldet, wurde ich allein in das Familienzimmer eingeführt. Ich fand an dem Gouverneur einen Mann, dessen wohlwollendes Benehmen mich sehr bald mit Zutrauen erfüllte. Nachdem ich ihm alles Nöthige mitgetheilt, und seine Hülfe zur ungestörten Fortsetzung unsrer Reise dringend bittend in Anspruch genommen hatte, führte er mich in sein Geschäftszimmer und ließ den Bri-

gadier, begleitet von meinem Attaché im schwarzen Frack, hinzurufen. Nachdem er nun auch die Aussage des Brigadiers vernommen, stellte er, auf den Grund derselben, das Zeugniß aus, daß ich mit einem Ministerial-Paß aus Berlin, den ich verloren, gereist sey, mit dem Zusatz, daß ich in Nizza einen neuen Paß zur Fortsetzung meiner Reise erhalten möge. Er nannte sich darin Chevalier de Villartet (?), Obrist der Carabiniers und General-Gouverneur des Fürstenthums Monaco. — Nicht dankbar genug kann ich es anerkennen, daß dieser Ehrenmann sich nicht nur überhaupt meiner Sache so menschenfreundlich annahm, sondern daß er auch noch in später Abendstunde die Sache auf der Stelle abmachte, so daß wir am andern Morgen unaufgehalten den Weg nach Nizza antreten konnten. — H. Nicolai, der so bitter und mißtrauisch über den sardinischen Gouverneur von Sarzana berichtet, den er einen „rachsüchtigen Italiener" nennt, indem er ihm Schuld giebt, es ihn und seine Reisegefährten entgelten zu lassen, daß er vor 20 Jahren als Kriegsgefangner in Bunzlau gelebt habe, wird wenigstens sehen, daß es auf sardinischem Boden auch sehr gefällige Gouverneure geben kann.

Von dem Brigadier habe ich noch zu rühmen, daß er es standhaft ablehnte, sich in dem Cabriolet

zurückfahren zu lassen, und daß er das Geldgeschenk, das ich ihm in höflichster Form anbot, aufs Entschiedenste zurückwies. — Mein Attaché im schwarzen Frack wollte mir aber immer weniger gefallen, wenigstens mochte ich keine Verpflichtung mehr gegen ihn haben, und ich sagte ihm daher, als wir uns an der Thüre des Gasthofes trennten, daß ich meine Angelegenheit in Nizza nun schon selbst betreiben, und ihn nicht weiter damit beschweren werde. Er blieb indessen dabei, daß er seine Frau in Nizza sehen möchte.

Am andern Morgen stand er schon am Wagen, als wir einsteigen wollten. Ihm auf dem Rücksitz einen Platz anzuweisen, war unmöglich. Unbekümmert hierüber, setzte er sich auf den Bock; und als wir in Nizza angekommen waren, ließ er den Vetturino ein paar Augenblicke die Pferde anhalten, stieg mit flinken Füßen ab, und nach flüchtigem Abschied wandte er sich, mit einem Bündelchen unter dem Arme, nach einer Seitengasse; und zwar Alles in einer Art und Weise, als ob es ihm nichts Ungewohntes sey, auf einem Kutschbock zu reisen, und sich mit einem leichten Bündelchen durch die Welt zu schlagen. Wir sahen ihn seitdem nicht wieder. —

Ganze Bogen würde ich vollschreiben müssen, wenn ich mit allen Einzelnheiten erzählen wollte,

wie viele mündliche und schriftliche Verhandlungen ich abzumachen hatte, wie ich, vorzüglich in Nizza unv Marseille, wiederholt von Einem zum Andern gewiesen wurde, um mir die nöthigen Interims-Pässe zu verschaffen, bis ich endlich in dem preussischen Gesandschafts-Hôtel zu Paris wieder einen regelrechten Paß erhielt, welcher der langen, vielfältigen Noth dann ein Ende machte. Und bei allen den unzähligen Verhandlungen hatte ich eigentlich gar nicht Ursach, mich über Böswilligkeit oder gar Chikanen der Behörden zu beklagen, denn eigentlich hätte ich, nach gesetzlicher Vorschrift, müssen ganz im Weiterreisen gehemmt werden, bis ich nach Berlin geschrieben, und mir von dort einen neuen Paß verschafft hätte. Kein preußischer Konsul war eigentlich befugt, mir unter diesen Umständen einen auszustellen. Der zu Nizza schob es daher auch nach wiederholten Debatten, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, dem dortigen Sardinischen General-Gouverneur zu. Im preußischen Gesandschafts-Hôtel zu Paris sagte man mir daher auch, daß ich schwerlich meine böse Sache so glücklich durchgefochten haben würde, wenn mein höheres Alter mich nicht als unverdächtig hätte erscheinen lassen.

So machte ein Diebstahl, der dem Diebe nicht den geringsten Nutzen brachte, mir eine, wochenlang

dauernde, abscheuliche Noth! — Und wer war dieser Dieb? — Nach späterer, ruhiger Ueberblickung aller Umstände, ergab sich unwidersprechlich, daß es der junge Mann im schwarzen Frack gewesen war. Erst später kam ich durch meine Reisegefährtin dahinter, daß er mit uns zu Mentone im nämlichen Gasthof logirt hatte. Erst wollte ich hieran nicht glauben, bis es mir endlich, wie Schuppen, von den Augen fiel, indem ich mich dunkel erinnerte, kurz vorher, ehe ich die Beraubung entdeckte, auf einen Angenblick die Rückenfigur eines jungen Mannes in schwarzem Frack gesehen zu haben, der aus dem kleinen Mittelzimmer neben dem meinigen, eine Flöte von einem Tische nahm, und damit gleich in der gegenüberliegenden Thür verschwand. — Diese augenblickliche Erscheinung war durch die darauf folgende heftige Beunruhigung aus meiner Seele ganz verschwunden gewesen. Jetzt stand sie wieder deutlich in meiner Erinnerung da; und eine Menge kleiner Umstände machte es nur zu gewiß, daß dieser Schwarzrock der Dieb gewesen war. Vermuthlich war er im Stehlen längst gut geübt. Mein Oberrock im Durchgangssaal mochte seinen Diebssinn gereizt haben. Das dicke Portefeuille mit den Pässen, ehe er es untersuchen konnte, hielt er wahrscheinlich für einen Schatz voll österreichischen Papiergeldes.

Als er diesen Irrthum eingesehn, war es zu spät, das Portefeuille wieder an die alte Stelle zu legen, und er spielte nun blos noch die Rolle eines Gefälligen, um jedem Verdacht vorzubauen. Einer Art von Gutmüthigkeit könnte es gleichen, daß er die Verhandlung mit dem Gouverneur einleitete; aber auch diese war wohl berechnet, um unschuldig zu erscheinen, und er baute darauf obenein den Plan, von uns frei mit nach Nizza genommen zu werden. Wahrscheinlich war er ein Mensch, der ziemlich in der Luft schwebte, vielleicht ein Musikant, ein Lohnschreiber, oder auch nur ein Lohnbedienter, der ein paar Sprachen verstand, und mit reichen Leuten Reisen gemacht hatte. — Sein Vorgeben, daß er den Gouverneur gut kenne, löste sich in eine lächerliche Prahlerei auf, denn der Gouverneur, der mich, sowohl in seinem Familien-, als auch in seinem Geschäfts-Zimmer, sehr höflich zum Sitzen an seiner Seite nöthigte, ließ ihn, wie einen Untergebenen, neben dem Brigadier stehen, und nahm überhaupt keine Notiz von ihm. — Möge jeden ehrlichen Reisenden sein gutes Geschick vor einem Zusammentreffen mit diesem oder einem ähnlichen Buben bewahren! Es thut mir leid, sein vollständiges Signalement hier nicht mittheilen zu können.

Wenn aber Hr. Nicolai dies lesen, und davon triumphirend Gelegenheit nehmen sollte, auf die Spitzbübereien der Italiener zu schelten: so kann und darf ich ihm diesen Spas durchaus nicht ohne Störung hingehen lassen, denn — der Spitzbube war kein Italiener, sondern ein Franzose — Namens Sert, wenn ich anders recht verstanden und richtig in meinem Tagebuche notirt habe. — Die französische Gewandtheit in seinem Benehmen täuschte mich auch anfangs auf eine Weise, daß ich ihn ein paar Nummern zu hoch in seinen Verhältnissen taxirte. Ein Irrthum, zu dem man bei einem leidlich gekleideten Franzosen leicht verführt werden kann.

XL.

Ueberstandene Unannehmlichkeiten verschmerzt man in der Regel mehr oder weniger schnell, ja man schaut endlich oft lachend nach ihnen zurück. Ungleich nachhaltiger kann dagegen der Verdruß über einen verkümmerten oder ganz entrückten Genuß seyn, auf den man sich schon lebhaft gefreut hatte. —

So sehe ich nach dem spitzbübischen Betrüger im Theater S. Carlo, und nach dem Diebe unsrer Pässe zu Mentone schon lange sehr ruhig zurück; dagegen seufze ich noch heute über einen Wetter-Propheten in Neapel, so freundlich gesinnt er sich mir auch immer erwies, und so gut er es auch mit seiner Wetter-Prophezeihung gemeint hatte.

Wir traten am 1sten Junius einen Ausflug nach der südöstlichen Seite des Golfs von Neapel an. In den Orten, welche den Fuß des Vesuvs umziehn, fast überall die Spuren älterer und neuerer Lava-Lagen und Verwüstungen! Es ist eine der ernsthaftesten Wallfahrten, die man machen kann! Gegen Mittag trafen wir bei den Trauerweiden ein, welche, von Neapel her, den Eingang in die aufgedeckten Trümmern von Pompeji bezeichnen. Auf dem Wege dorthin, und dann wieder am Ausgange, die Elite der Bettler und Krüppel aus der Umgegend! Doch eine ungleich widrigere Zugabe, als diese, war mir in Pompeji selbst ein Rudel junger Engländer, die sich mit Sommerkleidern im neuesten Geschmack, mit neuen Strohhüten, und großen Wanderstöcken zu recht eleganten Touristen gestempelt hatten, und nun schäkernd, sich einander neckend und stoßend, die Straßen der unglücklichen Stadt durchrannten und stolperten, wie junge Studenten

ein nachbarliches Dorf ihrer Universitäts-Stadt. Sie schienen nicht zu wissen, oder beachteten wenigstens in gefühllosem Leichtsinn nicht, wo sie sich eben befanden! Sie waren von der bekannten Sorte, welcher wenig daran liegt, auf ihren kostspieligen Irrfahrten zu Wasser und zu Lande das Beachtenswerthe mit leiblichem und geistigem Auge aufzufassen, sondern die blos wollen sagen können, daß auch sie da und dort gewesen, so gut als Andere ihres Gelichters. Kurz, sie schienen gar nicht zu wissen, auf welcher Trauerstätte sie sich eben befanden; oder auch — sie freuten sich ihrer Klugheit, sich nicht vor etwa achtzehn hundert Jahren hier angesiedelt zu haben.

Pompeji ist so vielfach beschrieben worden, daß man fürs Erste wohl aufhören kann, es zu thun. Im Allgemeinen will ich nur sagen, daß es, so weit man es bis jetzt kennt, freilich, mit wenigen Ausnahmen, den Charakter kleinlicher, bunter und zierlicher Anlagen und Ausschmückungen gehabt haben mag, daß aber von dem bis jetzt aufgedeckten Fünftheil wohl noch nicht über das Ganze zu urtheilen ist. Selbst das Angrenzen dessen, was man jetzt sieht, an die Gräber-Straße scheint es fast wahrscheinlich zu machen, daß hier nicht der ansehnlichere Theil der Stadt lag. Leicht möglich also, daß sich

in den übrigen vier Fünftheilen, bei fortgesetzten Ausgrabungen, auch breitere Straßen und größere Gebäude finden werden. — Doch auch die meisten alten Tempel stehen in Absicht ihrer Größe weit hinter den großen christlichen Kirchen zurück. Napoleons Triumphbogen zu Mailand übertrifft an Größe und reicher Ausstattung die alten römischen. Das Großartigste unter den Bauwerken aus alter Zeit sind die Aquädukte, das Pantheon, die stolzen Triumph-Säulen, die Amphitheater, und die alten Kaiser-Paläste mit ihren weiten und hohen, gewölbten Räumen, deren Bestimmungen mir zum Theil ganz räthselhaft erschienen sind.

Wenn man die engen Straßen und die kleinen Häuser von Pompeji ein Stück hinter sich hat: so wird man überrascht durch die Großartigkeit seines Amphitheaters. Leider ist es von außen noch nicht von dem Aschenberge, der es umhüllt, befreit. Man steigt an diesem hinauf bis zu dem Rande der oberen Sitz-Reihen, und übersieht von da nur den großen, aufgedeckten, inneren Raum. Darüber hinaus das nachbarliche furchtbare Geschwisterpaar des Vesuvs und des Somna, von dem die schreckliche Zerstörung bereitet wurde! Als wenn es kein fröhliches Leben in seiner Nähe habe dulden wollen, begrub es in plötzlichem Zorne eine ganze, lebensfrohe Bevölke-

rung, und mit ihr auch dies stolze Amphitheater, das ihr, trotz der Nähe der feindlich herüber schauenden, verderbenschwangern Nachbarn, so oft zu heiterer Zusammenkunft und Unterhaltung gedient hatte. Doch meine Blicke und meine Aufmerksamkeit sollten plötzlich von den starren, großen Massen auf kleines animalisches Leben gerichtet werden.

Seit wir in Rom warme Maitage bekommen hatten, ergötzte ich mich bei jedem Ausfluge ins Freie an den muntern, etwa vier bis fünf Zoll langen, graugrünen Eidechsen, die vor unserm Wagen quer über unsern Weg flohen, in das Gras der Chaussee-Gräben und unter das Dickicht wilder Hecken schlüpften, oder auch an rauhen Garten-Mauern hinauf liefen. Es sind unschädliche, muntre, äußerst bewegliche Thiere, die Niemand scheut, selbst wenn sie sich hier und da in Häuser und Wohnzimmer verirren. Vielfältig sah ich sie bei den Mosaikhändlern in Rom, theils flach in Mosaik, theils auch rund in Metall nachgebildet, mitunter von einer kleinen Schlange umwunden. — Jetzt auf einmal, am oberen Rande des Amphitheaters von Pompeji, erblickte ich eine solche Gruppe in der Natur! Ein kleiner, von einer Schlange, in malerischen Windungen umschlungener Laokoon, der sich gar nicht mehr loszuwinden suchte, sondern nur, angstvoll vor sich

hinstarrend, in erschöpfter Regungslosigkeit alle Viere — oder, mit Hinzurechnung des langen, spitzen Schwanzes, alle Fünfe — von sich streckte! Ein kläglicher Anblick! — Es giebt wohl keine tückischere Art zu morden, als die der Schlange, welche, listig lauernd und hinzuschlüpfend, ihr unglückliches Opfer plötzlich überfällt, es wie mit Liebesarmen umwindet, und in immer engerer Umstrickung dem Tode weiht, bis sie es ohne Widerstand, nicht verschlingen, sondern langsam in sich hinein würgen kann!

Von solchem herbem Schicksal war die kleine Eidechse vor meinen Füßen ereilt! Sie sollte den Lohn empfangen für manches, aus dem Neste eines kleinen Vogels geraubtes, lüstern ausgesogenes Ei, wodurch der Vogel seine Strafe für das Verschlingen von Mücken und Fliegen empfing, die mich vielleicht kürzlich gestochen hatten. Diese Reihenfolge der Kämpfe auf Leben und Tod in der Natur flüchtig überdenkend, war ich nahe daran, auszurufen: „Und der Mensch vergiftet tausend Fliegen und Mücken, die ihn stechen, und schießt den Vogel vom Baum, und tödtet mit einem Fußtritt die sterbende Eidechse sammt ihrer mörderischen Feindin, der tückischen Schlange!" — Doch statt meinen Fuß zu einem solchen mörderischen Akt zu erheben, tippte

ich wiederholt mit der Spitze meines Stockes auf diese und jene Windung der Schlange. Und siehe, einen stärkern Feind fürchtend, ließ sie auf einmal ihre Beute los, und schlüpfte zur Seite hinweg. Und die kleine Eidechse, nach kurzem Besinnen wieder frei athmend, und sich gerettet fühlend, eilte in entgegengesetzter Richtung von dannen. — So hatte ich auf der alten, wüsten Trauer-Stätte, ein junges munteres Leben gerettet; und mit erheitertem Sinn ging ich den alten Aschenberg wieder nach unserm Wagen hinab.

XLI.

Es wechselten auf diesem ganzen Ausfluge, mehr oder weniger schnell, die entschiedensten Gegensätze mit einander ab.

Den Weg nach Salerno verfolgend, als wir die staubige Nachbarschaft von Pompeji hinter uns hatten, kamen wir wieder in schön angebaute Gegenden, endlich zwischen Berge, die bald durch malerische Formen, bald durch die Spuren des größten wirthschaftlichen Fleißes unsre Blicke fesselten. Schroff aufsteigende Felsen, wo sie eine schmahle, mit Erde

bedeckte, grade Fläche boten, um nur ein paar Hände voll Weizen darauf ausstreuen zu können, prangten, bald höher, bald tiefer, im schöngrünen Schmuck kleiner Felder. Von Cava nach Vietri hat man rechts ein Felsthal, mit Papiermühlen-Anlagen neben sich, das immer schöner wird, und zuletzt mit einem Blick aufs Meer überrascht. Dann zieht sich links der Weg zwischen hohen Felsen und dem Meere nach Salerno hinab, wo wir in dem Albergo della Vittoria gute Bewirthung, und eine reizende Wohnung mit der Aussicht über den dortigen Golf fanden. Ich brachte fast den ganzen, herrlichen Abend auf der großen Terrasse zu, auf welche ich gleich aus meinem Zimmer hinaus treten konnte.

Am andern Morgen brachen wir gegen sechs Uhr nach Pästum auf. Recruten exercirten schon im Schweiß ihres Angesichts. Ganz auf neapelsche Weise bewegten im kleineren Volksgewühl die Wasser- und Limonade-Verkäufer sich hin und her. — Das Meer zur Rechten verschwand bald aus unsrer Nähe; aber links hatten wir noch einen Theil des Weges schöne Berge in geringer Entfernung, die zum Theil auf das Sorgfältigste mit Oelbäumen bepflanzt, zum Theil ganz unangebaut, aber doch schön grün waren. Um und neben uns fruchtbare Weizen-Felder und Wein-Gärten. Auf gro-

ßen Flächen, aufs Regelmäßigste mit türkischem Weizen bepflanzt, fünf und zwanzig, auch funfzig Menschen neben einander die langen, graden Reihen mit der Hacke von jedem Unkraut reinigend. Ein Principe Bianchi soll hier der größte Grundbesitzer seyn.

Bei dem Dorfe Battipaglia geht links der Weg nach Kalabrien — der schönen terra incognita für die Fremden. — Diesen liegen lassend, fuhren wir dann auf ganz ebener Fläche, in meilenlanger, schnurgrader Richtung nach Pästum, dessen drei große Tempelruinen dann an der rechten Seite des Weges uns rasch den Wagen verlassen ließen.

Man ist hier in einer Ebene, die sonst in schönster Herrlichkeit prangte. Ueber die zahllosen, weit umher zerstreuten, größeren und kleineren Trümmern von Säulen und Reliefs schießen jetzt hohe, grüne Saaten, untermischt mit wild wachsenden Rosen emempor. („La rosa famosa di Pesto!" sagte mit emphatischem Tone mein Führer, indem er mir ein Exemplar überreichte.) Man sieht in der Ferne wieder das Meer. Dazu paßt es dann gut, daß der eine der alten Tempel den Namen der Ceres, der andere den Namen des Neptun führt. In dem letzteren, umgeben von den alten, noch fest stehenden Säulen, aßen wir unser mitgebrachtes Mit-

tagbrodt. Kolossale Baustücken waren unsre Stühle und unsre Tische. Der blaue Himmel über uns war unser Baldachin.

Wie wir gestern zwischen den Zerstörungen wilder Naturkräfte gewandelt waren, so wandelten wir heute zwischen den Verwüstungen roher Barbaren. — Uns verlangte wieder nach heiterern Umgebungen. Wir übernachteten zum zweiten Male in Salerno. Dann, auf dem halben Wege nach Pompeji, bei dem Dorfe Pagani, schlugen wir den Weg links ein, welcher zwischen gesegneten Feldern und Weinpflanzungen nach Castello a mare führt. Hier waren wir am Fuße des schönen Gebirgrückens, welcher sich meilenweit nach der Richtung von Capri hin ins Meer erstreckt, und auf der einen Seite den Golf von Neapel, auf der andern den Golf von Salerno umgrenzen hilft. — Wir hätten an dieses Ziel auf einem ungleich interessanteren Wege gelangen können, wenn wir von Salerno aus zu Wasser nach Amalfi, am andern Ufer jenes Gebirgrückens, gegangen, und von da auf Eseln das schöne Mühlenthal hinauf, quer über das Gebirge, und dann nach Castello a mare hinab geritten wären; allein wir mußten auf diesen schönern Weg Verzicht thun, weil er beschwerlicher gewesen wäre, und meine Reise-

gefährtin sich an jenem Tage noch nicht völlig von einer Unpäßlichkeit erholt hatte.

Eine freundliche Wohnung am Meeresufer gewährte uns jetzt zu Castello a mare über den schönen Golf hinüber den heitern Hinblick nach Neapel, wie wir ihn, umgekehrt, aus unsrer dortigen Wohnung nach dem Gebirgszug, an dessen Fuße Castello a mare, und weiterhin Sorrento liegt, täglich genossen.

Am folgenden Tage ließen wir uns, in einer bequemen Barke, die außer dem Steuermann mit sechs kräftigen Ruderern bemannt war, bei sehr günstigem Wetter, nach der Insel Capri fahren, holten an dem dortigen Landungsplatze Leute mit einem kleinen Fahrzeuge ab, wie es zum Besuch der blauen Grotte nöthig ist, und lernten das herrliche Licht- und Farbenspiel dieser, in ihrer Art einzigen Grotte kennen. Mit Ausnahme eines nachherigen kurzen Besuchs der Insel selbst, während der Erholungszeit unsrer Ruderer, brachten wir — mit gutem Mundvorrath versehen — elf schöne Stunden dieses Tages in unsrer Barke zu, und freuten uns des blauen Meeres in seiner ganzen Herrlichkeit. Und während unsers Verweilens bei Capri übernahm eine Schaar von muntern Jungens die Rolle der Tritonen, und umgaukelte unsre Barke mit Schwimm-

künsten und lustigem Bettelgeschrei, bis wir ihnen Apfelsinen und andre Belohnungen als Hafensteuer zum Opfer brachten.

Um auf der Rückkehr Sorrent zu besuchen, war die Zeit zu kurz. — Uebrigens waren wir so ermuthigt und gekräftigt in diesen Tagen, daß wir am fünften, dem Tage unsrer Heimkehr nach Neapel, uns in Resina auf Esel setzten, bis zum großen Aschenkegel des Vesuvs hinauf ritten, dann uns bis an den alten, großen Krater auf Sesseln tragen ließen, und das schwere Werk vollbrachten, geführt und unterstützt von unsern Begleitern, das große, unebene Schlackenfeld, wo man nicht getragen werden kann, zu durchwandern, um den daraus sich erhebenden jetzigen Krater, den steilen, schwarzen und heißen Schornstein zu erklimmen, und, so gut es gehn wollte bei dem aufsteigenden Schwefelqualm, über seinen Rand in den schwefelgelben, von unten erhellten Schlund hinabzuschauen. — Eine furchtbare Aufgabe für einen kurzathmigen Siebziger, die er zum zweiten Male schwerlich unternehmen möchte, deren Ausführung aber dies eine Mal doch so lohnend war, daß er sie um keinen Preis aus seinem Gedächtniß verkaufen würde.

Wir hätten bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines der berühmtesten Menschen in der Welt

— des sogenannten Einsiedlers am Fuße des großen Aschenkegels — machen sollen; allein darauf thaten wir Verzicht, weil er heute mit Gästen gar zu sehr gesegnet war. Er hatte nämlich grade an diesem Tage — wie es, nach altem Herkommen, alljährlich geschehen muß — die Geistlichen einer Kirche oder geistlichen Stiftung, welcher die sogenannte Einsiedelei eigentlich gehört, festlich zu bewirthen. Eine Procession von Resina herauf hatte am Morgen hierzu die Einleitung gemacht. Eine Art von ländlichem Jahrmarkt war unter den Bäumen auf dem Plateau der Einsiedelei eröffnet. In einer Menge von leichten Buden und aus freier Hand wurden Speise und Trank, Heiligenfiguren aus Pfefferkuchen-Masse, Rosenkränze, und Spielereien verkauft; am Eingang in die geöffnete Kapelle auch Bilder des h. Januarius. Das gab auf beschränktem Raume ein Gewirr und Treiben und Geschrei von Männern, Frauen, Kindern und Eseln, daß unsre kleine Caravane Noth hatte, sich zusammen zu halten, während Einer Wein für uns einkaufte, der freilich nicht von besonderer Sorte war, aber uns doch eine Stunde später, nach der großen Strapaze, bei einem Inbiß auf rohen Lavablöcken des alten Kraters sitzend, sehr erquickend war.

So hatten wir auch hier wieder zwei grelle Gegensätze in dem ewig drohenden, furchtbaren Feuerherde, und dem wenig entfernten, muntern Fest- und Jahrmarkt-Getümmel einer bunten, sorglosen, halb frommen, halb lustigen Bevölkerung. Und kurz darauf wieder beim Hinabreiten nach Resina den Zauberanblick des Golfs, von welchem vielfacher Kanonendonner zu uns herauf schallte, weil der König von Neapel eben die englischen Kriegsschiffe auf der Rhede besuchte.

XLII.

Nach einem Ruhetage, an dem wir nun mit verdoppeltem Interesse die Alterthümer aus Pompeji in dem Museum beschauten, besuchten wir, bald fahrend, bald auf Eseln, bald auf Menschen reitend, die berühmte Hundsgrotte, Puzzuoli, die Grotte der Sybille, die heißen Felsenbäder bei dem Hause des Nero, mehrere interessante Tempelruinen, Bajä mit seinen gewaltigen unterirdischen Gewölben, durch deren, von Schlinzpflanzen umwucherte Oeffnungen Sonnenstrahlen fielen, welche die malerischsten Effekte hervorbrachten, bei den sogenannten elysäischen

Feldern vorbei, denen man ihren alten prächtigen Namen keineswegs ansieht, bis an die äußerste Spitze des Golfs von Puzzuoli, das Cap Misene.

Hier ließen wir unsern Wagen nach Neapel zurückfahren, setzten uns in eine Barke aus Puzzuoli, fuhren nahe an der Insel Procida vorbei, deren Kastell auf hohen, sehr zerklüfteten Felsen thront, und steuerten dann auf das Kastell von Ischia zu, das auf einem, steil aus dem Meere aufsteigenden, hohen Felsen thront, dessen Fuß durch eine lange Brücke mit der Insel selbst verbunden ist. Nicht aber hier, bei dem Städtchen Ischia, stiegen wir ans Land, sondern weiter westlich, um auf dem hoch, am Fuß des Epomeo liegenden, gut eingerichteten Wirthshause, la sentinella, einzukehren. Treffliche Esel waren uns schon, weil man lange unsre Barke hatte nahen sehen ans Ufer entgegen geschickt; und in langem Zickzack ritten wir über breite Lavaplatten nach dem gastlichen Hause hinauf, wo wir schöne Zimmer mit den herrlichsten Aussichten über die Insel und das Meer, und gute Bewirthung fanden. Es wird mir schwer, mich nicht auf nähere Schilderungen einzulassen. — Fast die halbe Nacht ging ich auf flachen Dächern, zu welchen ich aus einem meiner Fenster gelangen konnte, in hellem Schein des Mondes umher, der über dem

ausgebrannten Krater des Epomeo herauf stieg. Am andern Morgen erhielten wir wieder sehr gute Esel, und machten einen weiten, interessanten Ritt über einen großen Theil der Insel bis nach dem Städtchen Ischia hinunter, wo die Barke unsrer wartete. Auf diesem Spazierritt lagen wieder in öfterem Wechsel die größten Gegensätze um und neben uns: in ausgebrannten Kratern, Spuren alter Lava- und Erdbeben-Verwüstungen, und der üppigsten, südlichen Vegetation. Es war Schade, daß wir uns nicht darauf eingerichtet hatten, länger hier zu verweilen. — Den Rückweg nach Neapel machten wir ganz zu Wasser, und gewannen neue, schöne Ansichten von dem Felsenufer, über welchem der Posilipp sich mit seinen herrlichen Villen hinzieht. —

So hatten wir die entferntesten Ausflüge abgethan, besuchten dann noch Herculanum, Caserta, Camaldoli, und immer wieder aufs Neue das Museum mit seinen vielfachen Kunstschätzen. — Sicilien zu sehen, gaben wir auf, theils weil wir kaum noch Zeit dazu hatten, indem wir mit Ende Junius oder längstens Anfang Julius, Italien im Rücken haben wollten, theils auch, weil meine Reisegefährtin, nicht ohne Grund, die weite Seereise zu fürchten hatte. —

Die Zeit unsrer Rückreise nach Rom rückte heran. Mir aber lebte immer ergreifender der Wunsch in der Seele auf, die blaue Grotte von Capri noch einmal zu besuchen, und das viel gepriesene Sorrent kennen zu lernen.

Unser Besuch der blauen Grotte war zu flüchtig gewesen, als daß ich mir diesen Genuß nicht noch einmal auf längere Zeit hätte verschaffen mögen. Dazu kam, daß ich nun erst durch einen Freund in Neapel über die wunderbare Erscheinung jenes Licht- und Farbenspiels ins Klare gekommen war, und an Ort und Stelle nun Alles möglichst prüfen und untersuchen wollte. Ich entschloß mich also zu noch einem nachträglichen Ausfluge dorthin. Mein Plan war, eines Morgens möglichst früh in einer Barke nach Capri zu fahren, und wenn ich dann Alles in der Grotte abgethan, auch einen der Höhepunkte der Insel besucht hätte, mich nach Sorrent fahren zu lassen, und dort zu übernachten. So viel als möglich wollte ich mich dort mit den zerklüfteten Felsenufern, und dem lieblichen Orte selbst mit seinen vielen Orange-Gärten bekannt machen, und am Abend des zweiten, oder am Morgen des dritten Tages wieder nach Neapel zurückkehren. — Ein Freund erbot sich, damit ich, als Fremder, von den Barkenführern nicht geprellt würde, statt mei-

ner den Preis zu bedingen, und alle nöthigen Verabredungen zu treffen. Er stellte sich, auf meine schriftliche Bitte, auch am Abend vor dem zur Reise bestimmten Tage ein; allein mit bedenklicher Miene zeigte er mir die Wolkenstreifen, welche zum Theil den Himmel bedeckten, und sagte mit warnendem Tone, daß er mir durchaus nicht rathen könne, meinen Reiseplan auszuführen, weil diese Art Wolken auf kommenden, starken Wind und unruhiges Meer deuteten, und ich dann den Verdruß haben würde, in die Grotte nicht einfahren zu können. — Kurz: der Unglücks-Prophet brachte es dahin, daß ich nicht nur für den folgenden Tag, sondern überhaupt die projectirte Fahrt, von der ich mir noch so schönen Genuß versprochen hatte, aufgab, weil ich einen spätern Tag, wegen der Vorbereitungen zu unsrer, schon mit Angrisani verabredeten Reise nach Rom, nicht wählen konnte.

Der nächste Morgen war trübe und etwas windig, und es hatte allen Anschein, daß die böse Prophezeiung meines Freundes eintreffen würde. Wäre dies geschehn: so hätte ich gedacht, der Himmel habe es nicht gewollt, daß ich meinen Plan ausführe. Statt dessen aber wurde die Luft ruhig, und der Himmel klärte sich gegen Mittag, wo ich in der Grotte hätte seyn können, auf das Schönste auf,

so daß ich den allererwünschtesten Reisetag gehabt haben würde. Aber den Plan nun noch auszuführen, war zu spät! Nie habe ich schlechtes Wetter mit solchem Verdruß gesehn, als an diesem Tage schönes. Das Schlimmste, was mir in Italien widerfahren ist, war die Vereitelung jenes projectirten Ausflugs. Und darum seufze ich noch heute über meinen falschen Propheten, wenn ich gleich nicht auf ihn zürnen kann, weil er es gut mit mir meinte, und dem Anscheine nach vollkommen zu der Befürchtung Ursach hatte, daß meine Fahrt schlecht ablaufen werde.

XLIII.

Ich habe in den vorstehenden Abschnitten absichtlich etwas näher angedeutet, daß man in den Umgebungen Neapels, außer dem Vesuv, Herculanum, Pompeji und Puzzuoli, die von Herrn Nicolai besucht wurden, noch andere, sehr interessante Stellen kennen lernen muß, wenn man sich nicht um sehr schöne Genüsse betrügen will — nämlich Salerno, Pästum, die Gebirgskette von Castela-

mare und Sorrento, Capri, Ischia. Von diesen Stellen sah Hr. Nicolai keine einzige, und er hatte auch kein Verlangen, sie zu sehn.

Nach einem Aufenthalt von neun Tagen, wo er mit seinen Reisegefährten eine Berathung hält, meint man, Neapel zur Genüge zu kennen. Man giebt nicht allein die projectirte Reise nach Sicilien auf, weil es „ein noch viel abscheulicheres Land als Italien sey," sondern auch Capri, Ischia und Pästum will man nicht sehn, weil der Besuch von Capri und Ischia 100 Piaster kosten würde, weil es, nach der Aussage eines deutschen Landsmannes, mit der Azurgrotte von Capri nur „eine freche Lüge" und sie „eine gewöhnliche Stalaktitengrotte" sey, weil Ischia nur ein paar elende Fischerdörfer, und vielleicht ein paar Cactus- und Aloe-Pflanzen oder drittehalb Palmen zeigen würde, und weil in Pästum nichts zu sehn sey, als Ruinen von Tempeln u. s. w., die man schon aus Bildern sehr genau kenne, indem man sich die Hälfte des Dargestellten als gelogen denke, und man überdies nur zu viele Ruinen schon gesehn habe, so daß es eine Thorheit seyn würde, an den Anblick jener Steinklumpen noch einen Kreuzer zu setzen.

Wahrlich, ich habe auch hier ganz gewissenhaft referirt! So läßt Hr. Nicolai sich vernehmen, um den schnellen Entschluß zur Rückreise zu motivi-ren. Am Schlusse seines Berichts über jene gründ-liche und weisheitvolle Berathung, bricht sein Jubel über das Resultat derselben sogar in die Worte aus: „O Glück! o Wonne! so werden wir denn morgen den Rückweg aus diesem trübseli-gen Lande antreten!" Es wird noch zum drit-ten und letzten Male das Museum besucht; und dann geht es im Galopp von dannen, um am Pe-ter-Paul-Feste die Erleuchtung der Kuppel in Rom zu sehn.

Was die Finanzgründe betrifft, die Hr. Ni-colai anführt: so ist es eine ganz lächerliche Ueber-treibung, daß der Besuch von Capri und Ischia 100 Piaster gekostet haben würde. Der Besuch die-ser Inseln und Pästums würde, bei einer verstän-digen Einrichtung, nicht so viel gekostet haben, als er, ohne im Mindesten zu knickern, bei den Trink-geldern in Rom und Neapel hätte sparen können. Und kann es überhaupt eine ärgere Knickerei und Verhunzung einer Reise geben, als die, durch wel-che man sich um Haupt-Reisegenüsse bringt? Wenn man monatelang reist, Hunderte von Meilen zu-rücklegt, und Hunderte von Goldstücken ausgiebt:

versündigt man sich da nicht auf das Thörichtste an sich selbst, wenn man auf einmal mit ein paar Tagen, mit einigen Meilen, und mit einigen Goldstücken geizt, und darüber bedeutende Merkwürdigkeiten nicht kennen lernt? Es giebt keine inconsequentere Oekonomie, als diese! — Was die Tempel-Ruinen von Pästum betrifft: so gehören sie unstreitig zu den sehenswürdigsten in Italien, nicht allein in Absicht ihres Stils und der Großartigkeit ihrer Construction, sondern auch vorzüglich deshalb, weil die wohl erhaltenen Säulen noch fest auf ihren Stellen stehn, nichts in späterer Zeit darum und daran geflickt ist, und man sie ganz frei, und ohne Störung durch dazwischen tretende Gegenstände, von allen Seiten betrachten kann.

Von der Grotte von Capri zu sagen, sie sey eine gewöhnliche Stalaktiten-Grotte, ist ungefähr so passend, als wenn man von einem strahlenden Diamant sagen wollte, er sey ein gewöhnlicher Kiesel, oder von einer Flasche Liebfrauenmilch, sie enthalte nur gewöhnliche Milch. —

Um, so viel ich kann, eine richtigere Vorstellung davon verbreiten zu helfen, und um solches Geschwätz, wie Hr. Nicolai mittheilt, das den Einen und den Andern von dem Besuch derselben abhalten könnte, auf eine einleuchtende Weise als

ganz fehlgegriffen zu bezeichnen, will ich, der Hauptsache nach, doch mit einigen Aenderungen und Zusätzen, hier noch einmal mittheilen, was ich in Nummer 199 der Abendzeitung von 1838, als flüchtige Reisebemerkung, über diesen Gegenstand bereits gesagt habe.

Ein großer Theil der Insel Capri zeigt eine hohe Felsenwand, welche fast senkrecht ins Meer fällt. Sie hat mehrere kleinere Höhlen und Zerklüftungen, wie man sie in Kalkfelsen häufig findet. Die größte, schönste und merkwürdigste ist die sogenannte blaue Grotte. — —

Das Meer fluthet hinein in diese Grotte; und nur in dem hinteren Raume ist eine erhöhte, trockne Stelle, an der man aussteigen kann.

Man muß unmittelbar vom Meere hinein fahren. Die Natur hat hiezu durch eine Eingangspforte, das heißt: eine Oeffnung in dem Felsen, auf gleicher Höhe mit der Oberfläche des Meeres, gesorgt. Aber diese Oeffnung ist so schmal, daß nur eine kleine Fischerbarke, die man sich in Capri verschafft, eben hindurch geschoben werden kann; auch ist die Oeffnung so niedrig, daß man in der Barke beim Hinein- und Herausfahren nicht aufrecht sitzen darf, um mit dem Kopfe nicht anzustoßen. Bei lebhafter Wellenbewegung, wo die Barke höher ge-

hoben wird, ist durch die Oeffnung weder hinein noch heraus zu kommen. Nur bei stiller Luft ist die blaue Grotte also zu besuchen; und will man sie in ihrer Schönheit sehen: so muß auch ein heller Himmel seyn. Die Mittagsstunden sollen sich am Günstigsten für den Besuch zeigen.

Befindet man sich in dem innern Raume der weit und hoch gewölbten Höhle, und das Auge fängt an deutlicher zu sehen: so macht sich, wenn man nach der Eingangsöffnung zurück schaut, die glänzend helle Stelle derselben besonders bemerklich, und bringt gegen den düstern Raum der Höhle den größten, blendendsten Gegensatz hervor. Dies ist indessen nur der untergeordnete Theil des überraschenden Anblicks, welchen die Grotte bietet. Das Herrlichste und Ergreifendste ist der Anblick der Wasserfläche, besonders nach dem Eingange hin. Hier erblickt man nämlich einen lichtblau gefärbten Schimmer, wie man ihn sonst nirgends sieht. Und ein gemilderter Widerschein dieses ätherischen Schimmers überhaucht — hier mehr, dort weniger — auch die grauen, unregelmäßigen Massen der Decke und der Seitenwände mit einer matten, hellbläulichen Färbung.

Ob auch Tropfsteinbildungen (Stalaktiten) in der blauen Grotte befindlich sind, weiß ich nicht.

Diese würden mich auch wenig interessirt haben, da ich die Stalaktiten-Höhlen am Harz und in Franken, auch die Grotte de Balme bei Magland in Savoyen, gesehn habe. Das Merkwürdige in der Grotte von Capri ist das eben erwähnte Licht- und Farbenspiel. Dies ist freilich etwas sehr Einfaches, Weniges; aber dies Wenige ist durch seinen eigenthümlichen Farbenreiz unendlich viel. Es ist ein Naturspiel, das man vielleicht auf der ganzen Erde nirgends weiter findet, weil zu der Hervorbringung desselben gerade die besondere, zufällige Gestaltung der Felswand, welche den Eingang und die Höhle bildet, erforderlich ist.

Das milde, vergeistigte Blau des Wassers wird keinesweges von dem hellen Licht, welches durch die Oeffnung dringt, hervorgebracht. Man hat den Versuch gemacht, die Oeffnung ganz zu verhängen, und dem Lichte dadurch das Eindringen auf diesem Wege verwehrt; aber das Phänomen mit dem Lichtblau des Wassers und dem Widerschein an den Wänden ist das Nämliche geblieben, und die Grotte ist keinesweges so verdunkelt worden, wie sie es geworden seyn müßte, wenn jene Oeffnung der einzige Weg des Lichts zu der Grotte wäre.

Die Erklärung des Räthsels, wie sie mir in Neapel ein wohlunterrichteter Freund mitgetheilt hat,

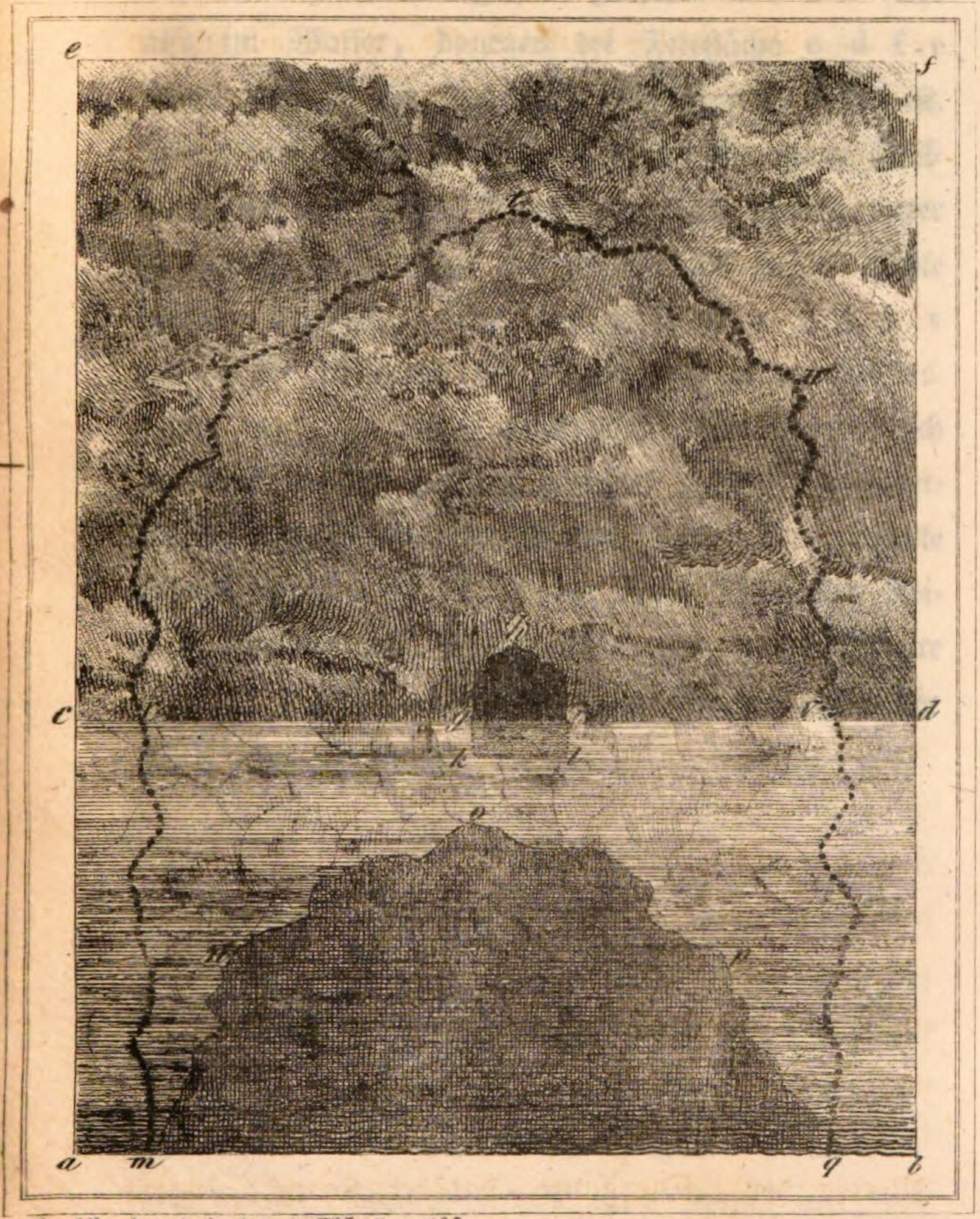
ist folgende: Die kleine Oeffnung, durch welche man in die Grotte gelangt, setzt sich unter der Oberfläche des Wassers nur noch ein kleines Stück fort. Man kann mit einem Stocke auf den Felsengrund, der sie unten schließt, reichen. Dann aber, etwas tiefer, bildet der Felsen im Wasser eine große, weit in die Breite und in die Tiefe unter die Grotte gehende Oeffnung, wie einen unregelmäßigen Brückenbogen. Ein Taucher könnte von außen her, unter der Eingangsöffnung hindurch, in die Grotte gelangen. Es ist also unter dem Felsenboden dieser Oeffnung eine weite, freie Verbindung zwischen dem Meere draußen, und zwischen dem Meerwasser in der Grotte, so daß die Grotte mit Meerwasser gefüllt bleiben würde, wenn man auch die Eingangsöffnung, durch welche man hinein fährt, wasserdicht zumauerte.

Das ganze, herrliche Phänomen wird nun dadurch hervorgebracht, daß draußen das Licht ins Meer fällt, und mit gebrochnem Strahl, gemildert, aus der Tiefe unter der Grotte nach dieser heraufgeworfen wird. Dadurch wird dann auch das Blau des Himmels, das sich draußen auf dem Meere spiegelt, in matterem Glanze mit hinauf geworfen, und erscheint in einer eigenthümlichen Vergeistigung, welche eine Wirkung hervorbringt, wie man sie sonst

nirgends finden möchte, weil die ganze Erscheinung nur unter diesen zufälligen Bedingungen möglich ist. — Die einzige dunkle Stelle, welche ich in dem mild leuchtenden Wasser erblickte, war nach dem Eingange hin zu bemerken, und rührte unstreitig davon her, daß hier die untere, schmahle Felsenbegränzung jener Oeffnung die Lichtstrahlen an dieser Stelle verhinderte, aus der Tiefe des Wassers nach der Oberfläche desselben in der Grotte herauf zu dringen. Diese kleine dunklere Stelle hilft also die Richtigkeit der obigen Erklärung des schönen Phänomens bestätigen.

So ungefähr lautete mein flüchtig auf der Reise geschriebener Bericht in der Abendzeitung. Eine günstigere Mußestunde hat mich in den Stand gesetzt, hier Manches darin, wie ich hoffe, zu verbessern und klarer zu machen. — Um Alles noch deutlicher zu machen, sey hier eine kleine Zeichnung beigefügt, welche keinesweges die Größenverhältnisse (die ich nicht habe messen können, und welche hier auch nicht von Wichtigkeit sind), sondern nur die ungefähre Gestaltung der Haupttheile angeben soll.

Die punktirte Linie a b stellt den Boden des Meeres vor. Die ganze, darüber stehende, unten schwächer, oben stärker gestrichelte Fläche, bis nach e f hinauf, stellt die äußere Felswand vor. Die



Zu Eberhards Italien II Thl. Seite 132.

[illegible] [illegible] [illegible], weil die ganze [illegible] nur unter [illegible] [illegible] Bedingungen [illegible] ist. — Der [illegible] [illegible] [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Die [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Linie von c nach d giebt die Oberfläche des Meeres an. Die Fläche des Felsens zwischen a c d b steht also im Wasser, dagegen die Felsfläche c d f e über dem Wasser befindlich und frei zu sehen ist. Die gezackte Linie m n o p q deutet die weite Wölbung des Felsens im Meere an. Der Raum unter m n o p q ist daher mit Wasser bis in die Höhle hinein angefüllt. Die zackige Linie r s t u v deutet die Wölbung der Grotte über der Wasserfläche an. Die beiden punktirten Linien von r nach m, und von v nach q hinunter deuten die Fortsetzung der Grotte im Wasser an. Der dunkle Raum zwischen g i h ist der obere Theil der kleinen Felsenöffnung, durch welche man in die Grotte gelangt; g i l k der untere, im Wasser befindliche Theil jener Oeffnung.

XLIV.

Ich meine, es ergiebt sich aus dem Obigen, daß Hr. Nicolai in der blauen Grotte von Capri etwas Anderes, als eine gewöhnliche Stalaktiten-Höhle gesehn haben würde. Seine Reise-Geheimräthe führen ihn eben so irre, als seine eigne Unkenntniß. Er ist ein unglücklicher Reisender! Was nicht zu finden ist, sucht er, und was ihm nahe liegt, beachtet er nicht. — Wer in Europa meilenweite Waldungen sehen will, muß die nördlicheren Gegenden bereisen. Wem nach dem Anblick goldener Kuppeln gelüstet, der muß sie nicht in Neapel suchen, sondern etwa in Moskau. Wer im Schatten von Palmen ruhen will, der bemühe sich nach andern Welttheilen hinüber. Und wem es um den Anblick recht saftiger Viehweiden zu thun ist, der sehe sich danach in nördlicheren Gegenden, namentlich in Seeland, um, und will man dergleichen auf hohen Alpen und in romantischen Felsenthälern sehen: so bereise man Tirol und die Schweiz.

Italien ist kein Hirtenland. Seinen Hauptsegen empfing es von der Natur im Weinstock, im Oliven-, im Maulbeerbaum, seinem wärmern Klima gemäß. Daneben ist es noch reich an Kastanien, Mandeln, Reis, Weizen, Mais, und

wenigstens nicht arm an Citronen und Apfelsinen, wenn auch nicht so reich, als Sicilien, das einen großen Theil der nördlichen Länder damit versorgt.

Haben einzelne Reisebeschreiber — ich weiß nicht welche? — von Palmenwäldern in Italien gesprochen: so hätte Herr Nicolai von vielen andern erfahren können, daß es dergleichen dort nicht giebt. Wird eine größere Anpflanzung von Orangenbäumen ein Wald genannt: so weiß man ja wohl, wie dieser Ausdruck zu verstehen ist. Spricht Hr. Nicolai, der so arg über solche täuschende und lügnerische Uebertreibungen grollt, doch selbst von einem Mastenwalde im Hafen von Genua! Wie bläst er die Backen auf, um weit über die Gebühr Genua und die Aussicht im Gasthofe zum Schwert in Zürich über den See hinweg, zu preisen! Er lobt und preist eben so übertrieben, als er anderwärts übertrieben tadelt. Er sollte also keinesweges auf andere Enthusiasten schelten. Und wer selbst sich eines hyperbolischen Ausdruckes bedient, und von einem Walde spricht, wo nur von einer mäßigen Zahl von Schiffsmasten die Rede seyn kann, der sollte doch auch den Ausdruck Orangenwald bei Andern zu würdigen wissen und nicht so viel tadelndes Geschwätz daran knüpfen. Aber da entginge ihm freilich manche Veranlassung, Italien

herabzusetzen, und andre Berichterstatter über Italien Lügner zu schelten. —

Italien ist kein heißes Afrika oder Asien, und seine Vegetation kann der dortigen daher nicht gleich seyn. Wie wäre das auch von einem Nachbarlande Tirols und der Schweiz zu erwarten? Aber im Vergleich mit Deutschland, zeigt schon Ober-Italien einen beträchtlichen Unterschied in Klima und Vegetation, der, je weiter man hinab nach Unter-Italien kommt, immer bedeutender wird. Und das ist eben das Reizende in Italien, daß wir, ohne von der Glut einer sehr heißen Zone zu leiden, die Bäume der Südfrüchte nach und nach immer häufiger und einheimischer werden sehen, daß wir von Aloe, Cactus und Palmen, wie von südlichern Gesandten freundlich begrüßt, an noch wunderbarer ausgestattete Zonen erinnert, und zu Träumen von einem näher gerückten gelobten Lande gestimmt werden.

Um für solchen Reiz empfänglich zu seyn, muß man aber freilich nicht Hr. Nicolai seyn, denn dieser versichert, wir hätten im Norden auch Orangenbäume und Aloepflanzen, und ob sie im Freien oder in Kübeln ständen, wäre dem Auge gleichgültig. (Glück zu!)

Wiederholt erwähnt er, daß er in Wien einen so heißen Tag erlebt habe, als irgend einen in Italien; aber er hat jenen Tag nicht zugleich in Rom oder Neapel erlebt, und kann also nicht wissen, ob dort jener Tag nicht noch bedeutend heißer war.

Er meint, es sey überhaupt mit der italienischen Sonne nicht weit her, er klagt über die Veränderlichkeit des Wetters, die er erlebt, und meint, er könne blos zugeben, daß der italienische Winter nicht so rauh, als der unsrige, und daß namentlich in Neapel Schnee eine Seltenheit sey. Aber wenn auch die klimatische Verschiedenheit Italiens und Deutschlands in nichts bestände, als darin, daß Italien keinen so rauhen Winter hat, als wir ihn fast ohne Ausnahme haben; so genießt es eben hiedurch eines höchst beneidenswerthen Vorzugs. Eine größere Hitze, als wir sie in Deutschland im hohen Sommer oft haben, wird schwerlich ein Deutscher dort zu finden wünschen. In der Regel reist man deshalb auch nicht im Sommer nach Italien. Die lange anhaltende Herbstwärme, und die früh eintretende Frühlingswärme, ohne dazwischen liegende rauhe Winterkälte — das ist einer der Hauptreize, der uns nach Italien lockt — das ist das Wesentliche seines milderen Klimas — das macht,

daß seine Vegetation im Frühling so einen bedeutenden Vorsprung vor der unsrigen hat, daß der Wein immer gehörig reift, und daß vorzüglich in Unter-Italien Bäume und Gewächse im Freien ausdauern, blühen und Früchte tragen, die wir nur kurze Zeit, zum Theil fast gar nicht, aus unsern Gewächs- und Treibhäusern herausbringen dürfen.

Wie hart und lange dauernd war der Winter von 1837 zu 1838 in Deutschland! Dagegen hatte man in Florenz nur einen halben Tag (oder gar nur eine halbe Stunde) Schnee gesehen. In Rom und Neapel gar nicht. Ein deutscher Künstler, der seit vielen Jahren in Neapel lebt, sagte mir, daß er im Winter höchstens eine bis zwei Wochen die Fenster seines Arbeitszimmers zumache, sonst aber beständig bei offenen Fenstern arbeite.

Uebrigens will man in Italien seit mehreren Jahren eine geringere Sommerhitze bemerkt haben. Ein sehr verständiger Deutscher, der seit 26 Jahren in Italien lebt, sagte mir in Florenz, daß man in dieser Beziehung selbst die Wohnungen jetzt anders einrichte, als es in früherer Zeit geschehen. Statt der weiten, offenen Hallen und überhohen Zimmer, auf die man sonst so sehr gehalten, richte man die Wohnungen jetzt nach kleineren Maßstäben ein. — Diese Erfahrung mag richtig seyn, aber deshalb ist

noch nicht anzunehmen, daß eine bleibende Verminderung der Sommerwärme in Italien eingetreten sey. Nach einer kurzen oder längeren Reihe von weniger heißen Jahren, kommt wahrscheinlich wieder eine Reihe von Jahren mit größerer Hitze. —

In der zweiten Hälfte des Aprils hatten wir in Rom sehr über veränderliches und unfreundliches Wetter zu klagen; aber man sagte uns, daß es auch für diese Jahreszeit ganz ungewöhnlich schlimm, und in der Mitte der Winterzeit kaum so unangenehm gewesen sey. Mit dem ersten Mai trat dann schönes Wetter ein, und man sah nun schon Römer in Hemdärmeln gehn, was bei gleicher Temperatur den Deutschen nicht einfällt. Die Italiener haben einen rascheren Blutumlauf oder sonst mehr Wärmestoff im Körper, und sind durch Ofenwärme im Winter nicht so verwöhnt, wie wir. Daher wird ihnen im Sommer eine wärmere Bekleidung weit schneller lästig, als uns, und im Winter behelfen sie sich ohne Oefen, mit Erwärmungsmitteln, bei denen wir nicht ausdauern möchten und könnten.

Der zwölfte Mai — an welchem der heilige Pancratius selbst in Neapel seine Tücken nicht gänzlich unterdrücken konnte — und der zwölfte Junius waren ausgezeichnet unfreundliche, stürmische und regnerische Tage. Außer diesen hatten wir in Nea-

pel manchen kühlen und trüben Tag, doch nur ein paarmal einen kleinen Regenschauer. Wenn mir die Atmosphäre manchmal des Morgens bedenklich erschien, und ich dies gegen einen Cameriere äußerte, erhielt ich die Antwort, daß wir einen schönen Tag haben würden; und das traf immer ein. Gewitter zogen ein paarmal mit leichten Schlägen über uns hin, doch sehr bald war der blaue Himmel wieder da. In Ischia erlebten wir einen Regen von der feinsten Art, der auch nur etwa eine Viertelstunde anhielt.

Den Vesuv umlagerten oft leichtere oder schwerere Wolkenmassen, und die Gebirgskette von Castelamare, so wie Capri, waren nicht selten unklar, oft aber auch so außerordentlich klar, daß wir in der meilenweiten Ferne die Gegenstände so deutlich sahen, wie es mir in Deutschland, bei gleicher Entfernung, nie möglich gewesen ist. — Auch das Blau des Himmels, so sehr Hr. Nicolai dies auch bestreitet — haben wir manchmal bedeutend dunkler gesehen, als in Deutschland. Ich habe genau hierauf geachtet; doch weiß ich nicht zu sagen, welche atmosphärische Ursachen jene schöne Erscheinung manchmal herbeiführten.

Ueber lästige Hitze hatten wir selbst in Neapel wenig zu klagen. Gewöhnlich wehte ein kühlender

Wind, der uns besonders in unsrer Wohnung am Golf selten fehlte. Sehr oft drehte sich der Wind, mit dem Laufe der Sonne fast übereinstimmend von Morgen bis zum Abend, nach und nach von Ost nach West herum. Seit ein Freund mich hierauf aufmerksam gemacht hatte, fand auch ich seine Beobachtung nicht selten bestätigt. Vom Scirocco, über den unsre Freunde in Rom und Neapel manchmal klagten, empfanden wir nichts, als eine Schwühle, die eben nicht lästig war. Man sagte uns daß dies die Erfahrung fast aller Reisenden sey. Nur den Einheimischen und dem acclimatisirten Deutschen sey er lästig. — In den ersten Tagen des Julius zu Florenz hatten wir einmal einen heftigen Platzregen, und dann noch ein oder ein paar kleine Regenschauer. In der ersten Hälfte des Augusts hatten wir in Paris ein paarmal starken Platzregen, und mitunter einen unbedeutenden Regen. Aber von welcher langen Regen-Epoche war unterdessen Deutschland heimgesucht worden! Welcher unangenehmen Witterung, grade in der besten Jahreszeit, waren wir durch unsere Reise entgangen!

An einer Stelle sagt Hr. Nicolai: „Ich habe mich schon hundertmal gefragt, wie es möglich ist, daß Aerzte ihre Kranken zuweilen nach Italien schicken. Es giebt hier des Aergers und der Be-

schwerlichkeiten so viele, daß selbst der Gesunde allmählich unterliegen muß.“ — Hierauf ist zu erwiedern, daß solche Kranke, wie Hr. Nicolai, freilich nicht nach Italien geschickt werden müssen, sondern am passendsten wohl in der Heimath bleiben sollten. — Der Reisende kann sich freilich in Italien durch Unvorsichtigkeiten mancher Art leicht Unwohlseyn und Krankheit zuziehen; aber Aerger und Beschwerlichkeiten, wie sie dort vorzukommen pflegen, werden wenigstens einen geistig und körperlich Gesunden, nicht krank machen. Daß die Brust-Leidenden welche man nach Italien schickt, dort oftmals nicht genesen, darüber darf man sich am wenigsten wundern. Oft wird ein solcher Heilungs-Versuch erst gemacht, wenn es schon zu spät dazu ist. Auch möchte bei Lungenleiden ein solcher Versuch um deswillen gefährlich seyn, weil man sich in Italien, wenn man nicht sehr vorsichtig ist, leicht Erkältungen zuzieht, wie in allen wärmeren Ländern.

Auch ich war ein paarmal nahe daran, in Rom böse Folgen hievon zu empfinden. Ein Glas kaltes Brunnenwasser, das ich mir auf der Rückreise von Rom nach Florenz einmal in den Wagen reichen ließ, und die Nascherei von ausgezeichnet großen Kirschen und einigen sehr wohlschmeckenden Aprikosen, zu der ich mich in Florenz verführen ließ,

bekam mir sehr übel, wenngleich mein Uebelbefinden nur von kurzer Dauer war. Ich fand es also an mir selbst bestätigt, daß man sich in Italien vor Diätfehlern sehr in Acht nehmen muß. Am schlimmsten befand ich mich nach einer Erkältung, die ich mir am Morgen unsrer Abreise von Toulon nach Marseille zuzog. Von Unwohlseyn durch Aerger und Beschwerlichkeiten habe ich aber nichts empfunden. Im Gegentheil habe ich mich eines sehr wohlthätigen und nachhaltig guten Einflusses der Reise auf meinen Gesundheitszustand zu erfreuen gehabt.

XLV.

Hr. Nicolai meint, man brauche nicht nach Italien zu reisen, um die Wunderpracht des Meeres kennen zu lernen. Wenn blos von dem Wechsel der Wasserfläche bei verschiedener Tageszeit, verschiedener Beleuchtung und Wellenbewegung die Rede ist: so kann man ihm dies wohl zugeben. Aber wo hat Deutschland eine Meeresküste, die mit den prachtvollen Meeresküsten Italiens zu vergleichen ist? Wie flach, eintönig und unerfreulich sind fast alle unsere Ost- und Nordseeküsten im Vergleich mit denen des mittellän-

dischen Meeres! Arkona, Stubbenkammer, Mön, Helgoland sind die Glanzpunkte in jenen Meeren; aber wie unbedeutend sind sie, wenn man ihnen die italienischen Inseln und die hundert felsigen Vorgebirge und Buchten des mittelländischen Meeres gegenüber stellt! Und solcher Prachtschmuck kommt doch, wie ich meine, gar sehr mit in Betracht, wenn von einer Schönheit des Meeres die Rede ist. — Herrn Nicolai's obiger Ausspruch ist also ein ganz nichtiger. —

Seine Aeußerung, daß Italien, als Landschaft, keineswegs schön sey, und daß durch eine einzelne Oase (womit Neapel oder Genua gemeint ist) eine Wüste nicht zu einer reizenden Flur gemacht werde, ist — wenn auch zum Theil wahr, doch ein thörichter Tadel. Ober-Italien besonders zeigt manche (wenn auch fruchtbare, wohlangebaute, doch) langweilige Fläche, und die Appenninen haben an vielen Stellen ein wüstes, unerfreuliches Ansehen. Aber der erfreulichen landschaftlichen, zum Theil sehr malerisch schönen Punkte, giebt es auch auf der Straße, welche Hr. Nicolai bis Neapel zog, so viele, daß es eine arge Uebertreibung ist, von einer Wüste und einzelnen Oasen zu sprechen. Wie oft bedauerte ich es, nicht Zeit zu haben, größere und kleinere malerische Partieen zeichnen zu können! Aber aus

lauter schönen Landschaften kann eine so lange Bahn nicht bestehn. Nur ein Thor kann das erwarten. Oder war Hr. Nicolai durch lange Reisen in lauter schöne Gegenden seiner Heimath etwa so verwöhnt? Ich sollte das kaum glauben.

Auf den Apenninen sieht man freilich kein saftiges Grün; aber auf unsrer Hinreise sahen wir es doch in reichlicher Fülle und herrlicher Frühlingsschönheit über weiten Ackerfluren ausgebreitet. Von kleineren grünen Wiesenflächen will ich nicht sprechen. Aber die weite Campagna um Rom liefert einen gewaltigen Ertrag von Gras und Heu, und prangt zur Frühlingszeit in einem schönen Grün. Als wir aus Rom heimwärts abreisen wollten, konnten wir aus unsrer Straße erst lange nicht in den Corso kommen, wegen des langen Zugs von Heuwagen, der von der Porta del Popolo her aus der Campagna kam. Wie sollte auch die Menge von Zugochsen und Pferden ernährt werden können, wenn nicht großer Wiesenertrag dazu mit beitrüge? Und was das saftige Grün betrifft: so sahen wir zwischen Cisterna und Torre di tre Ponti, auf den Besitzungen des Principe Braschi, fast unabsehbare Wiesenflächen, so schön wie in Deutschland grünend. Und ihnen gegenüber lagen bedeutende Waldstrecken, und eingezäunte Weideplätze für große Heerden —

hier von tückischen Büffeln, dort von gewöhnlichem Rindvieh, von Pferden, Schaafen und Schweinen. Und weiterhin die pontinischen Sümpfe, bieten meilenlang ebenfalls den Anblick eines höchst üppigen Graswuchses.

Da man den Boden in Italien, Jahr aus Jahr ein, zwei und dreimal benutzt: so sieht man, die abgeerndteten Felder bald wieder in neuem Schmuck, während dies bei uns immer erst nach einem längeren Zwischenraume, in welchem man nur Stoppelfelder oder umgepflügten Acker sieht, der Fall ist. In Deutschland sieht man nur im Frühling, und dann im Spät-Herbste junge, grünende Saat auf den Feldern, dagegen erfreut man sich eines solchen angenehmen Anblicks in Italien auch in der Zwischenzeit, weil man man dort die nämlichen Fruchtsorten auf dem einen Felde fast reif, auf dem andern daneben noch ganz jung sehen kann. Nachdem wir, jenseit des Vesuvs, am 5ten Juni schon ausgedroschnen Weizen gesehen hatten, waren fast alle Felder theils mit jüngeren, theils mit älteren Maispflanzen, mit Hanf, mit einem Futterkraut, zum Lupinen-Geschlecht gehörig, mit Bohnen, Kartoffeln u. s. w., aufs Erfreulichste bedeckt. Und wo wir späterhin bei Stoppelfeldern vorbei kamen, da hingen von Baum zu Baum die langen gesegneten

Guirlanden der Weinreben, wie Fest-Decorationen, darüber, und jede verkündete, daß den reichlichen Gaben der Ceres die eben so reichlichen des Bacchus nachfolgen würden. Wie stachen hiegegen die abgeerndteten Felder und die Weingärten mit ganz kurzen Reben in Frankreich ab!

XLVI.

Hr. Nicolai bricht zwar auch über jenen Schmuck Italiens den Stab, indem er sagt: „Wie oft sind mir diese italienischen Weinfestons als entzückend schön geschildert worden; jetzt kenn' ich sie und bin — entzaubert. Wir sehnten uns einstimmig nach — einer Gegend. Einförmigkeit kann nie schön seyn." Aber was wüßte Hr. Nicolai nicht in Italien zu tadeln!

Unter einer Gegend, nach der Herr Nicolai sich sehnt, soll wohl eine weite, freie Gegend zu verstehen seyn, denn wenn die Landstraße auch zwischen Weinguirlanden hingeht, befindet man sich immer in einer Gegend. An ein paar andern Stellen spricht er sich klarer hierüber aus.

Er will aus gehöriger Ferne Städte und andere Ortschaften in ihrer Lage frei überblicken können. Allein immer kann man das auch in andern Ländern nicht, denn nicht blos Weinreben-Festons hindern das in vielen Fällen, sondern auch vielerlei andere örtliche Eigenthümlichkeiten einer Gegend.

Auch ist er selbst daran Schuld, daß er manchen Ort nicht eher sehen konnte, als bis er dicht davor oder schon darin war. Er kam nämlich gewöhnlich erst im Dunkeln, in der Nacht z. B. in Florenz erst halb ein Uhr — an, weil sein Grundsatz war, sich in den bessern Aufenthaltsorten immer erst an einem guten Mittagessen zu laben, ehe er seine Reise antrat. So büßte er manchen schönen Reisegenuß ein. Wegen der späten Abreise kam nämlich öfter bis zum nächsten Nachtquartier die Nacht heran, und er versäumte darüber z. B. einen sehr schönen Anblick der reichbebauten Bergumgebungen von Florenz, und die vorzüglich reizende Aussicht auf Genua und seinen Golf, aus der Ferne her, so wie auf den Lago Maggiore, beim ersten Hinfahren an seinem Ufer. — Auch nach Tivoli fuhr er erst nach dem Mittagsschmause von Rom weg! Wir dagegen reisten nach dem entgegengesetzten Grundsatze, immer mit anbrechender Morgendämmerung aus, unbekümmert um das bevorstehende Mittag-

essen, das Herrn Nicolai immer von so großer Wichtigkeit war, und wir langten dafür stets bei guter Zeit in unsern Nachtquartieren an, ohne einen schönen Anblick eingebüßt zu haben, was namentlich bei Genua sehr wichtig war. Die Straße hatte sich nämlich, als wir noch ziemlich entfernt von Genua waren, immer herrlicher an den Felsen empor gehoben. Hinter Rapallo führte sie, an einer vorzüglich malerischen, großartigen Felsenparthie, durch zwei in den Felsen gehauene Tunnel. Weiterhin bog sie rechts vom Meere ab, und wand sich in großen Bogenlinien hoch um tiefe Thalschluchten hin. Hiebei glaubten wir, rechts das hochgewölbte Thor einer Festung zu sehen, nach der wir nicht kommen würden. Allein wider unser Erwarten machte der Weg eine neue Biegung nach dem vermeintlichen hohen Festungsthore hin. Zu unsrer großen Ueberraschung sahen wir, daß es ebenfalls ein Tunnel war, hoch und kühn durch einen Felsen gebrochen. Und ehe wir es uns versahen, erblickten wir durch den düstern Raum in reizendster Farbe das blaue Meer, und nach einigen Sekunden in meilenweiter Ferne eine am Ufer hingestreuete Häusersaat, von welcher nach uns her sich eine Kette schöner Berge zog. Es war Genua! Eine der schönsten Ueberraschungen unserer Reise! Und was

Allem die Krone aufsetzte, war dies, daß wir gleich hinter dem Tunnel rechts ein gutes, hochthronendes Wirthshaus trafen, wo wir Mittag machten, und stundenlang in einem Anblick schwelgten, von dem Herr Nicolai nichts sah! — Blos in Venedig, wo ein früheres Eintreffen unmöglich war, und in Terracina und Neapel, wo wir von Angrisani's Reise-Einrichtung abhingen, kamen wir erst in der Nacht an. —

Die Weinguirlanden zähle ich aber, trotz des Verdammungsurtheils des Herrn Nicolai, zu den besonders reizenden Eigenthümlichkeiten Italiens. Hoch und dicht gewachsene Hecken, die in langen Strecken zu beiden Seiten des Weges alle Aussicht hemmen, wie in Holstein, die sind schlimme Reisebegleiter und mit Recht langweilig und einförmig zu nennen. Dagegen kann man zwischen und unter den, oft ziemlich hoch schwebenden Weinreben-Guirlanden Italiens immer hindurch sehen nach den darunter befindlichen Feldern, die ohne sie einen viel eintönigeren Anblick gewähren würden. Auch einförmig sind jene Guirlandeu nicht zu nennen. Das sind nur Weinpflanzungen in langen, regelmäßigen Reihen, an Pfählen, wie in Deutschland, oder an Rohrstäben, wie bei Rom. Die Rebenguirlanden aber, die man in einem großen Theile

Italiens erblickt, gestalten sich in Absicht ihrer Höhe, ihrer Stärke, ihrer Länge, ihrer Nähe oder Entfernung von einander, und der Richtung, in welcher sie von einem Punkte zum andern gezogen sind, auf so verschiedene Weise, daß immer wenigstens in einem dieser Stücke, oft in mehreren zugleich, fast jede von ihrer Nachbarin mehr oder weniger abweicht. Trotz der gemeinschaftlichen Haupt-Regel in ihrer Form, findet daher ein sehr vielfacher, freier Wechsel in der Ausführung derselben statt, so daß weder symmetrische, noch linearische Steifheit den angenehmen Eindruck stört. Dazu nun noch an diesen malerischen Festons, die zahllosen, frei herauswachsenden, leichteren Ranken, mit denen jeder Wind sein lustiges Spiel treibt! — Wie sollte das nicht ein ergötzlicher Anblick seyn, nach welchem das Auge eines unbefangenen Reisenden, auf jedem größern oder kleinern Abschnitt seines Weges, immer mit erneutem Vergnügen schaut? Um keinen Preis möchte ich, daß Italien diese Fülle von Rebengehängen entbehrte! Sie bilden ein gar zu herrliches, aus tausendmal tausend aneinander gereihten Fäden frei und luftig gewebtes, grünes Netz, das, wie zu einem fortwährenden Feste, die gesegnetsten Theile des Landes überzieht, und die darunter wachsenden Feldfrüchte der verschiedensten Art, ohne ihrem Ge-

deihen hinderlich zu seyn, mit leichten Schattenstreifen überspielt.

XLVII.

Wie Herrn Nicolai der Rebenguirlanden zu viele in Italien sind, so sind ihm der Bäume dort zu wenige, und diese wenigen mißfallen ihm in Form und Farbe. — Zum Theil hat er recht, zum Theil aber auch nicht. Auf Veranlassung einer Lorbeerhecke, die er nicht gleich als solche erkannt hatte, sagt er: „Auch darin besteht unsere Enttäuschung in Italien, daß das Laubwerk und die Gestalt der sparsam wachsenden Bäume, so fremd ihr Name auch klingen mag, eigentlich nicht anders aussieht, als an unsern deutschen Bäumen; ꝛc." Hier möchte man zunächst fragen, ob er denn vorher in Deutschland nie einen Lorbeerbaum gesehen? Und dann, ob Blätter und übrige Eigenthümlichkeiten der Citronen-, Pomeranzen- und Apfelsinenbäume nicht gar sehr von allen unsern Bäumen abweichen? Was für Besonderheiten verlangt er noch?!

Wenn die Apenninen mit Laub- oder Nadelholzwaldungen gekrönt wären: so wäre das freilich eine große Vermehrung des Reichthums und der Schönheit des Landes. Eigenthümlichkeit des Bo-

dens und des Klima's machen dies aber wahrscheinlich unmöglich, und wo es an einzelnen Stellen auch vielleicht möglich wäre, doch höchst schwierig. Aber Hr. Nicolai hat ja viel zu wenig von Italien gesehen, um über seine Bäume mitsprechen zu können. Selbst ich habe mehr gesehen, als er; und Andere, die noch tiefer eingedrungen sind in Italien, noch ungleich mehr, als ich. So soll es selbst in dem heißen Calabrien auf hohem Gebirge herrliche Buchen- und Eichen-Wälder geben. — So viel indessen habe ich gesehen, daß Italien, so weit ich es kenne, auf niedrigen Höhen und in den fruchtbaren Ebenen wohl gerade so viel Bäume hat, als es braucht, und ohne Beeinträchtigung des Ackerbaues haben kann. Bau- und Brennholz braucht es im Vergleiche mit Deutschland sehr wenig. Die Häuser sind von Stein, und mit sehr niedrigen Dächern, zum Theil ganz ohne Dächer, gebaut. Man braucht meistentheils keine Holzställe, keine Heuböden und Scheuern, weil man fast Alles im Freien aufbewahrt. In den Kaminen und auf den Küchenheerden in den geringeren Haushaltungen wird wenig Holz verbrannt. Man bedarf also keiner großen Waldungen, wie in Deutschland. Einzeln auf, und am Rande der Ackerstücken stehende Bäume, die großentheils den Weinstöcken und Reben zu Stützen

dienen, nebst vielartigen, wilden Hecken an Gräben, liefern ziemlich jenen Bedarf. Bei Bolsena und auf mehreren andern Stellen sah ich sogar umgehauene, von ihrer Rinde entblößte, starke Stämme, theils verwittert, theils halb verkohlt auf den Ackerstücken, wo sie einzeln gestanden hatten, umher liegen. Es waren wahrscheinlich Stämme von Korkeichen. Man hielt es, wie es schien, nicht der Mühe und der Kosten werth, sie wegzuschaffen.

Desto mehr werden Maulbeer- und vorzüglich Oelbäume, die den Haupt-Segen des Landes ausmachen, gehegt und gepflegt. Auch an edlen Kastanien-, Feigen-, Mandel-, und Obstbäumen allerlei Art fehlt es nicht. Auf der herrlichen Straße von Pisa nach Genua, und von da weiter am Meere hin ist in den Thälern und hoch an felsigen Bergen hinauf in langen Strecken eine solche Fülle von Oliven-, Feigen- und Kastanien-Bäumen im schönsten Wuchs zu sehen, daß man ohne Uebertreibung wohl von Wäldern sprechen kann, wenn man den Segen und die Schönheit dieser Gegend schildern will. Namentlich auch auf dem kleinen Stück des Lucchesischen Gebiets, durch das wir kamen, war eine Fülle des Segens dieser Art zu sehn; und ich fand den strengen Tadel, den ich über das öftere Verlassen seines schönen Ländchens, gegen den Herzog

von Lucca, und sein vieles, kostbares Umherreisen in fremden, zum Theil weniger reizenden Ländern, in Florenz hatte aussprechen hören, dort erklärlich. —

Daß der Kastanienbaum schön ist, kann selbst Herr Nicolai nicht leugnen. Desto unzufriedener ist er mit dem Olivenbaum. Seine düstern Blätter, einzeln betrachtet, und auch seine Belaubung im Ganzen angeschaut, ist freilich dem Auge nicht angenehm, doch steigert es durch Contrast oft die Farbe dessen, was man darunter, dahinter, oder daneben erblickt, wie z. B. die grünen Saatfelder des Bodens, auf dem sie gewöhnlich stehen, oder den Silberglanz der Wasserstürze bei Tivoli. Die Stämme des Oelbaums, welche Herr Nicolai, als morsch verwirft, habe ich aber immer mit Vergnügen betrachtet, wegen ihrer vielgestaltigen, oft sehr malerischen Zerspaltungen und Verastungen. Der Olivenwald, durch den man nach Tivoli hinauf fährt, ist vorzüglich reich hieran. An mehreren Stellen auf unserer Rückreise, dies- und jenseit Genua, wo die Olivenbäume von ungewöhnlicher Größe waren, fiel mir auch eine grünere Färbung der Blätter auf, so daß ich glaubte, es wäre dies eine Abart der gewöhnlichen Sorte. Die Vetturini's versicherten indessen, daß dies nicht der Fall sey. Also wahrscheinlich bei einer, unter günstigen Verhältnissen be-

wirkten, kräftigeren Ausbildung des ganzen Baums, bekommen die Blätter ein frischeres Grün, wie der gesundere Mensch in Europa sich gewöhnlich einer blühenderen Gesichtsfarbe erfreut.

Am unschönsten ist mir die Cypresse erschienen, nicht sowohl wegen ihrer düstern Farbe, als wegen ihrer steifen, verhältnißmäßig dünnen, pyramidalischen Form. Wo sie einzeln, zwischen frischerem Baumgrün und anders geformten Bäumen oder Gesträuchen steht, erscheint sie noch am angenehmsten; aber in langen dichten Reihen, manchmal zu Alleen benutzt, giebt sie einen steifen, langweiligen Anblick; und hängen an ihr, wie dies oft der Fall ist, einzelne, vom Winde seitwärts abgebogene, oder eingeknickte Zweige abwärts: so ist dadurch die pyramidalische Form auf das Häßlichste gestört, und sie macht ein wirklich widriges Bild.

Dagegen habe ich die Pinien, wo sie in ihrem Wuchse unverhunzt waren, recht gern gesehen. Ihre Gestaltung ist höchst passend für ein Klima, in dem man sich nach Schatten, und doch auch nach freiem Luftzug sehnt. Sie stehen mit ihren breiten Zweigkronen, wie kolossale Sonnenschirme, da. Sie geben Schatten hoch von oben herab, und hindern mit ihren hohen, säulenartigen und zweiglosen Stämmen den freien Luftzug nicht. Am schönsten

und in größeren Gruppen sah ich sie zu Rom in der Villa Pamphili, die mit altmodischer Schnörkelei und vielfacher Wasserkunstspielerei sich eigentlich längst überlebt hat, allein mit ihrer hohen schönen Lage und weiten Aussicht sich in bleibendem Reiz erhält.

Eine schöne, hohe Waldberg-Parthie mit überraschenden Aussichten durch schmale, felsige Schluchten nach dem Meere hinab, hätte Hr. Nicolai auf dem Wege nach Camaldoli können kennen lernen, wenn er nicht Neapel so schnell für abgethan erklärt hätte. Es ist dies einer der höchsten und reizendsten Punkte bei Neapel. Auf einer ziemlichen Strecke des Weges reitet man nicht neben, sondern unter Weinguirlanden hin, weil sie von Bäumen zu beiden Seiten des Weges, quer über denselben gezogen sind. Am 16ten Junius hörte ich da in einem Kastanienwalde (oder auch nur Hain) noch Nachtigallenschlag. Und vom Hause des Telegraphen hinab hatte ich die reichste Aussicht: links vom Vesuv mit den benachbarten Bergen an, über das Meer nach dem Gebirge von Castelamare, nach Capri, Ischia, Procida, Cap Misene, Puzzuoli mit seinem Meerbusen, nach der fernen Spitze von Terracina, und dann, immer mehr rechts, landeinwärts, über Capua, Caserta und Capo di Monte.

— Alle diese Herrlichkeit, so nahe sie auch lag, sah Herr Nicolai nicht und spricht dann ab über Neapel!

Trotz dem, daß es ihm überall mehr um schöne Gegenden, als um Kunstwerke zu thun war, reiste er zweimal durch Aquapendente, ohne den nahen Wasserfall zu besuchen! — Von Rom wieder auf der Rückreise den alten Weg über Siena einschlagend, ließ er den ungleich interessanteren, über das hochthronende Perugia mit seinem ausgezeichnet schönen, alten Dom und andern Merkwürdigkeiten rechts zur Seite liegen, und sah also bei Terni den Fall des Velino nicht, der einer der prachtvollsten, mit den malerischsten Umgebungen geschmückten Wasserfälle Europas ist! — Solche Böcke kann ein Reisender doch nur bei der größten Unkenntniß des Landes, oder der unbedachtesten Planlosigkeit, schießen! — Hätte Hr. Nicolai diesen Weg eingeschlagen: so würde er hinter Terni, gegen Spoleto hin, auch eine sehr interessante, von allen übrigen, die er in Italien gesehen, ganz verschiedene Gegend kennen gelernt haben, wo nämlich auf einer sehr langen Strecke die tiefe Straße sich in vielfachen, großen Windungen zwischen ansehnlichen Bergen hinzieht, die einander rechts und links entgegentreten,

und größtentheils mit frischgrünender Laubwaldung dicht bedeckt sind.

Mit dem unbedeutenden Opfer eines Umweges von ein paar Poststationen hätte er also auch die Freude gehabt, auf einer ziemlich langen Bahn sich, wie in eine schöne, vaterländische Gebirgsgegend, versetzt zu sehen. — Dieser Weg würde ihn noch einmal nach Florenz geführt haben, wo er noch manches Versäumte hätte nachholen können, wie z. B. den Besuch der dortigen Kunstakademie mit dem großen Saale, welcher eine für die Kunstgeschichte höchst interessante und belehrende, reiche Sammlung von Gemälden enthält, die in chronologischer Reihenfolge Werke der berühmtesten und auch weniger berühmter Meister von Cimabue bis Begnali, über Raphael hinaus zeigt, und worunter auch zwei Köpfe aus Raphaels erster Epoche befindlich sind, auf die man einen solchen Werth setzt, daß man sie gegen Entwendung durch angebrachte Ketten und Vorlegeschlösser zu sichern gesucht hat. — Wie höchst genußvoll und nützlich hätte Hr. Nicolai also auf diesem Wege die anderthalb Tage anwenden können, die er, in Folge von Unvorsichtigkeit in Absicht einer Paßangelegenheit, voll Aerger und Langeweile in Sarzana zubrachte! — Doch er wird sich wegen des Versäumten zu trösten wissen: Perugia hat keine

rothen Dächer! In Terni hätte es können einen waschlappenähnlichen Eierkuchen geben! Die Waldberge vor Spoleto zeigten keine vaterländischen Kiefern! Und die Bilder zur Geschichte der Kunst wären ihm doch wohl böhmische Dörfer gewesen.

XLVIII.

Herr Nicolai ist überall ein schwer zu befriedigender Reisender. Er erklärt zwar Myrthe und Granate für wirklich schöne Gewächse, allein gleich kommt der hinkende Bote nach durch die Versicherung, daß er sie viel zu sparsam gefunden, um darüber in Extase gerathen zu können, denn was er davon gesehen, sey kaum der Erwähnung werth.

Ich weiß nicht, wie vieler schöner Gewächse Hr. Nicolai bedarf, um darüber in Extase zu gerathen, und sie für mehr als kaum der Erwähnung werth zu halten. Aber betheuern kann ich, daß ich und meine Reisegefährtin davon vollkommen genug gesehen haben, um uns recht sehr darüber zu freuen, wenn auch grade nicht, um darüber in Extase zu gerathen.

Der schöne Blüthenschmuck, den wir so viel-

fältig am Wege gesehen, gehörte zu unsern angenehmsten Reisegenüssen. Daß dieser Genuß nicht in ununterbrochenen Strömen von einer Stadt zur andern fortging, das war eben recht gut. Auf diese Weise wurden wir nicht übersättigt und gleichgiltig dagegen, sondern waren immer angenehm durch einen unerwarteten Anblick überrascht. Auf der Hinreise, je weiter wir gegen Rom kamen, desto reicher und schöner umglänzte uns, selbst von dürren Hügeln herab, die goldgelbe Genista. Auf unserm Rückwege aber hatten wir zwischen Rom und Florenz uns oft genug einander aufmerksam zu machen auf die Purpurblüthen der Granaten, die uns aus kleinen Gärten oder Hecken am Wege entgegen lachten. Zwischen Florenz und Genua erfreuten uns vorzüglich die blühenden Myrthengesträuche, die auf jedem, selbst auf felsigem Boden, zum Theil in großer Menge blühten. Jeden Tag ließen wir uns durch unsern Vetturino einen Strauch von etwa drittehalb Fuß Höhe, reich an Zweigen und Blüthen abschneiden, und stellten ihn vor uns in den Wagen, um uns des milden Duftes seiner Blüthen zu freuen.

Nun zeigte sich auch immer häufiger, aus den Gärten über Hecken und Mauern freundlich hervorschauend, der Oleander mit seinen rosenfarbenen,

selten nur mit weißen Blüthenbüscheln. — Rechts am Thore von Spezia, zwischen der Stadt und dem nahen Meeresufer, war ein nicht großer, öffentlicher Spaziergang mit mehr als neunzig hohen, herrlich blühenden Oleandern geschmückt. Obenein genoß man auf dieser Stelle über das Meer und vorzüglich zur linken Seite eine herrliche Aussicht nach nahen und nach den malerischsten, entfernten Berglinien in der Richtung nach Carrara hin.

Immer schöner entfaltete sich weiterhin unser Reiseweg, und der Oleander wurde unser immer treuerer Begleiter. In dem kleinen Garten am Schloßhofe des königl. Palastes zu Genua sahen wir ihn von einer außerordentlichen Höhe. Jenseit Genua waren reizend liegende Villen aufs Reichste damit geschmückt. Je weiter wir die Straße nach Nizza verfolgten, desto häufiger prangte er, wildwachsend, an Bergabhängen, in der schönsten Blüthe. Eine Stelle vorzüglich ist mir unvergeßlich — es war hinter Albingo — wo an einer hohen steilen Felswand ein kleiner Wasserfall, etwa zwanzig Fuß hoch senkrecht herabfiel und dann im Zickzack weiter hinab rieselte, und, wie zu seinem Putz hingepflanzt, höher und tiefer, rechts und links zu seiner Seite, mehrere Oleander-Stauden in der schönsten Blüthe dem gelblichen Felsen entwachsen waren. Ein Maler hätte

da den Stoff zu einem der lieblichsten kleinen Bilderchen holen können, das halb landschaftlich, halb Blumenstück gewesen wäre. — Ueberhaupt können Maler auf diesem langen, unbeschreiblich reizenden Wege, der größtentheils, mehr oder weniger hoch, am Ufer des blauen Meeresspiegels hinläuft, und zur Rechten die malerischsten Berge und wilden Felsen hat, bald vorspringend in kecken Vorgebirgen, bald zurücktretend in schönen Buchten, eine Menge der schönsten Landschaftstudien sammeln. Dieser Küstenstrich des sardinischen Gebiets ist von ganz besonders erhabener und lieblicher Schönheit. Wer, statt diesen Landweg zu nehmen, den Wasserweg von Marseille nach Genua, oder gar bis Livorno wählt, der bringt sich um eine Fülle des schönsten Naturgenusses.

Auch an Aloestauden fehlte es schon vor Genua nicht, besonders bei Chiavari, wo wir sie, als Hecken gepflanzt, viele mit zehn bis zwölf Fuß hohen Stengeln und Blüthen sahen. An einem dieser hohen Stengel zählte ich über vierunddreißig kürzere Stiele mit Blüthen. Weiterhin wuchsen sie, gleich den Oleandern und Cactus, wild aus den Felsenspalten, wie dies auch bei Tivoli der Fall ist. Endlich zwischen St. Remo und Mentone gab es viele Orangenbäume, frei am Wege und auf Terrassen, unein-

geschlossen von Hecken und Mauern; und in einer Gegend nicht nur einzelne Palmen, sondern in solcher Zahl, daß man ein paarmal wenigstens von einem Palmenhain sprechen konnte.

Blicke ich nun noch zurück nach den üppigen Rosenranken, die ich in Neapel über hohe Gartenmauern herab hangen, und im Luftzuge mit hundert kleinen, dicht an einander gedrängten, blaßrothen Blüthen schwanken sah — und an die dortigen Mangolienbäume mit den großen, weißen, schön duftenden Blumenkelchen (die wir auch in Florenz häufig verkaufen sahn): so steht Italien — wenn ich gleich in den römischen Villen keine besondere Blumenzucht gesehen habe — doch in meiner Erinnerung mit einem höchst reizenden Blüthenschmuck da.

Wenigstens zwei Erinnerungs-Gemälde an Italien möchte ich in meinem Zimmer haben! das eine von des trefflichen Götzlof Hand in Neapel: Die Aussicht aus meinem Zimmer im Hôtel de Russie auf der Strada Lucia, über den belebten Quai hinweg auf das blaue Meer, nach dem Vesuv, der Gebirgskette von Castelamare, Capri, und rechts nach dem altergrauen Castel d'novo. Das andere von der Hand meines Landsmannes Senff in Rom, des ausgezeichneten Meisters in der Blumenmalerei: einen Strauß von

jenen lieblichen Kindern Italiens, die uns hundertfältig am Wege so freundlich begrüßten. — Dann wäre ich im Besitz von zwei charakteristischen Bildern, die mich, auch unter dem trüben Himmel einer rauheren, nördlicheren Zone an die schönste Reise meines Lebens auf das Erfreulichste erinnern würden.

Doch auch ohne eine solche sinnliche Mahnung denke ich noch mit ungeschwächter Freude des Schönen und Interessanten, was ich in Italien sah. Schaue ich namentlich zurück nach den langen, unvergeßlichen Bahnen an den felsigen und doch mit vegetabilischem Segen gekrönten Ufern des mittelländischen Meeres, nach dem heitern Nizza, dem schön liegenden Genua, dem ernst interessanten Venedig, nach dem herrlichen Golf und der reizenden Strada nuova am Posilipp bei Neapel, nach Salerno und Castelamare, nach Capri, Ischia, dem Golf von Puzzuoli und Bajä, nach dem düstern Aschenkegel des Vesuvs, nach den Trauerstätten von Herkulanum, Pompeji und Pästum, und nach Roms vielen großartigen Ruinen, und dann wieder nach den kleinern und größern Cascaden und Wasserstürzen Tivoli's und Terni's — welcher Reichthum der allerverschiedenartigsten lachenden und ernst ergreifenden Bilder breitet sich da im buntesten Wechsel vor mir aus! Mit wie

viel lieblichen und ernsten Stimmen wird mir da zugerufen, daß Italien ein reizendes, höchst interessantes Land ist!

Und blicke ich endlich in die überreichen Kunstsäle, und nach vielen Kirchen von Rom, Neapel und Florenz zurück, wo ich das Schönste und Größte gesehen habe, was uns das Alterthum in Marmor und Bronze hinterlassen hat, und was in der neuern Blüthenzeit der Kunst der Pinsel der größten Meister schuf — welche ungeheuer reiche Ausbeute seh' ich da als das Ergebniß meiner Reise! Meine alte, heiße Sehnsucht nach dem Anblick der herrlichsten Kunstschätze, welche die Jetztwelt aufzuweisen hat, ist auf das Erfreulichste befriedigt, und mit Simeon könnte ich ausrufen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Größte und Schönste, nach dessen Anblick mich verlangt hat, gesehen!"

So habe ich denn, noch am Abend meines Lebens, reichlichen, schönen Honig in die Zellen meines Gedächtnisses eingetragen; und ich werde daran erquicklich zu zehren haben, bis zum letzten Athemzuge meines Lebens. Ich habe also — trotz des ominösen Anfangs meiner Reise durch den betrunkenen hamburgischen Postillon — eine höchst glück-

liche Reise gemacht; und ob ich gleich am ersten April die Grenzen Italiens überschritt, bin ich nichts weniger, als in den April geschickt worden; und hätte ich eine wirkliche Beschreibung meiner Reise in die Welt schicken wollen: so würde der Grundton derselben sehr heiter, und voll Dank gegen das schöne Land, das mir so tausendfältige, schöne Genüsse der verschiedensten Art bot, geklungen haben.

XLIX.

Hier wollte ich eigentlich aufhören, von meinen Erlebnissen in Italien zu sprechen, doch kann ich nicht unterlassen, noch von einer besondern Freude zu erzählen, die mir in einer meiner glücklichsten Reisestunden zu Theil ward.

Als ich im November 1834 meinen kleinen Beitrag zum Schillerschen Album an Gustav Schwab nach Stuttgart schickte, that ich das Gelübde, wenn ich nach Rom käme, dem künstlerischen Schöpfer von Schillers Standbilde, dem trefflichen Thorwaldsen, auch für meinen Theil für seine großmüthige Förderung des Werks, den wärmsten Dank zu sagen. Auch hatte ich seit 1830 von seinem und meinem Freunde Dahl in Dresden noch ein Brief-

chen an ihn abzugeben. — Am 22sten April 1838 war ich so glücklich, jenes Versprechen erfüllen zu können. Thorwaldsen nahm diese Erfüllung sehr freundlich auf. Am 29sten April besuchte ich ihn zum zweitenmale, und ward von ihm empfangen, wie ein guter, alter Bekannter. — Wohl noch nie hat die Persönlichkeit eines Mannes mich so schnell zu sich hingezogen, als dies bei Thorwaldsen der Fall war. „Wie freute ich mich, die Hand, die solche Meisterwerke schuf, in der meinigen zu halten! Und dieser berühmteste aller Künstler der neueren Zeit, der seiner Unsterblichkeit so gewiß seyn kann, als Homer, Phidias, Alexander, Raphael, und Friedrich der Große — wie einfach, wie anspruchslos, wie wohlwollend ist seine äußere Erscheinung!" Diese Worte (abgedruckt in Nr. 159 der Abendzeitung von 1838), die ich am 21sten Mai zu Neapel aufs Papier warf, unterschreibe ich auch heute, mit ungeschwächtem Gefühl für ihn. Als Mensch wurde er mir mit jedem Besuche lieber und lieber. Und seine Attelier's erfüllten mich mit der lebhaftesten Bewunderung seiner künstlerischen Meisterschaft!

In Neapel machte ich ein scherzhaftes Trinklied für deutsche Künstler in Rom, in wel-

chem sich eine Anspielung darauf befand, daß Spitzbuben während meines ersten Aufenthalts in Rom Thorwaldsens Wohnung in seiner Abwesenheit erbrochen hatten, die aber noch zur rechten Zeit gestört waren, und, ohne ihren Raub ausgeführt zu haben, entfliehen mußten, wie in Nr. 160 der Abendzeitung näher von mir erzählt ist. Bei unsrer zweiten Anwesenheit in Rom, als wir am 24sten Junius meinem Landsmanne Senff und Thorwaldsen Abschiedsbesuche machen wollten, steckte ich eine Abschrift jenes Gedichts in die Tasche, mit dem Vorsatz, es Senffen mit der Bitte einzuhändigen, es nach meiner Abreise Thorwaldsen, als ein kleines Andenken, zu übergeben. Unterweges besann ich mich indessen anders. Das Gedicht erschien mir zu unbedeutend für diesen Zweck, und ich behielt es also in der Tasche, ohne Senffen etwas davon zu sagen.

Hierauf stiegen wir die Treppe nach der mittleren Etage hinab, wo Thorwaldsen wohnt. Er nahm mich wieder sehr freundlich auf, und zeigte mir das Modell in Thon zu einem großen, aufrecht stehenden, sehr kräftigen (nach Kopenhagen bestimmten) Vulkan, mit dem Hammer in der rechten, und der Feuerzange in der linken Hand, das er während unsers Aufenthalts in Neapel vollendet hatte.

Tags zuvor, bei einem nochmaligen Besuch seines größten Atteliers hatte ich einen Taufstein in Marmor, den er zu einem Weihgeschenk für eine Kirche in Island bestimmt hatte, mit einer hierauf bezüglichen, lateinischen Inschrift gesehn*). Als ich nun hievon mit ihm sprach, sagte er mir, daß sein Vater in Island geboren sey, daher er dies, wie sein eignes Vaterland ehre.

Nachdem er mir hierauf erzählt hatte, daß er nun wirklich von Frankfurt aus den Antrag, eine Bildsäule von Göthe zu verfertigen, erhalten habe, über deren Stellung er aber noch nicht mit sich einig sey, lenkte ich noch einmal das Gespräch auf Schillers Denkmal, und fragte ihn, ob er von ihm, den er so schön verherrlicht, viel gelesen habe? Dies bejaend, führte er mich nach seinem entlegnern, geräumigen, reich besetzten Bibliothekzimmer, welches nicht, wie die andren, mit Gemälden geschmückten, bei den gewöhnlichen Fremdenbesuchen geöffnet ist. Mit heiterer Lebendigkeit zeigte er mir die große Ausgabe von Schillers Werken, und dann auch Winkelmanns Werke, von dem er mit großer Achtung sprach.

*) Sie lautet: **Hoc opus Romae fecit et Islandiae Terrae sibi Gentilicae Pietatis causa donavit Albertus Thorvaldsen A. MDCCCXXXVII.**

In diesem Zimmer noch verweilend, sagte er mir dann, daß er, während meines Aufenthalts in Neapel, fleißig gewesen sey, und nicht nur das Modell zum Vulkan vollendet, sondern auch in seinem großen Ateliere die Verpackung der nach Kopenhagen bestimmten Marmor-Arbeiten, die ich bei meinem ersten Besuch noch gesehen hatte, habe beenden lassen, daß aber auch, leider, seine Wohnung von Dieben erbrochen worden sey. Dies erinnerte mich an das Gedicht in meiner Tasche mit der Anspielung auf einen Diebes-Versuch; und um ihm zu zeigen, daß jener Vorfall mir noch, von seiner Erzählung bei meinem ersten Besuche her, auch in Neapel erinnerlich geblieben sey, zog ich es aus der Tasche, und las es ihm vor*). Da er es mit ungleich beifälligerer Theilnahme anhörte, als ich erwartet hatte, trug ich kein Bedenken mehr, ihm die Abschrift hin zu geben, als ein kleines Zeichen meiner großen, aufrichtigsten Verehrung. — Nie habe ich einen berühmten Mann um eine Stammbuch-Sentenz, um seine Handschrift in anderer Form, oder ein andres Erinnerungszeichen angesprochen.

*) Ich theile es hier nicht mit, theils weil ich zu wenig Werth darauf setze, theils weil es so viele örtliche Beziehungen enthält, daß es ohne viele hinzugefügte Noten nur von Wenigen verstanden werden könnte.

Jetzt bei Thorwaldsen ward ich zum erstenmale in meinem Leben dieser meiner alten Zurückhaltung untreu. Die freudige Ueberraschung darüber, daß er mein unbedeutendes Weihgeschenk weit über meine Erwartung freundlich aufnahm, riß mich fort. Lebhaft bewegt, bat ich ihn, daß er mir, zum bleibenden Andenken, nur einen oder ein paar Striche von seiner Hand — sey es eine Nase, ein Finger, ein Katzenschwanz, oder sonst etwas — mit seinem darunter geschriebenen Namen, schenken möge. — Als er mir die Erfüllung meiner Bitte freundlich nickend zugesagt hatte, erzählte er mir aber, daß die Diebe, außer dem mir bekannten, frühern Versuche, ihn zu bestehlen, während meiner Abwesenheit einen zweiten gemacht hätten, der ihnen nur zu sehr geglückt sey, indem sie ihm nicht nur sein baares Geld, was er am leichtesten verschmerzen könne, sondern auch zwanzig und etliche goldne Medaillen, und, was das Schlimmste sey, auch unersetzliche, geschnittene Steine entwendet hätten. —

Nachdem er uns in die Gesellschaftszimmer zurückgeführt, er sich auf kurze Zeit entfernt, und ich unterdessen mich am Anblick dieses und jenes trefflichen Gemäldes nochmals ergötzt hatte, kam er zurück, ging mit mir in ein Zimmer, wo wir allein waren, und gab mir eine, von ihm mit Bleistift-

Umrissen gezeichnete, in der rechten Hand den Krug, in der linken die Schaale haltende Hebe, mit seiner dazu gefügten Unterschrift:

Alberto Thorvaldsen
Roma 24 Giugno 1838.

Und dabei machte der übergütige Mann noch eine Entschuldigung, daß seine Augen schon seit einiger Zeit nicht mehr zum Zeichnen taugten, und er mir nichts Besseres geben könne.

Wie freudig überrascht ich ihm dankte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aber er steigerte meinen Dank noch, indem er mich auf einige Augenblicke verließ, und mir dann — als wenn ich noch nicht genug hätte — in einer Kapsel, eine, ihm zu Ehren geschlagene Medaille, auf eine wahrhaft herzliche Weise einhändigte. Auf der Vorderseite sein Bildniß, mit der Umschrift: Thorvvaldsen — Sculptor. Auf der Rückseite, nach einem seiner Reliefs, ein sitzender Prometheus, und der von ihm gebildete Mensch, dem Minerva, als Andeutung der Beseelung, einen Schmetterling aufs Haupt setzt, mit der Ueberschrift: Promethevs.

Welch eine schöne Stunde war das! Der Mann, den ich schon lange so hoch als Künstler verehrte, eh' ich ihn persönlich kennen lernte, und der mir, seit diese Freude mir zu Theil wurde, bei jedem Besuche auch als Mensch so sehr lieb geworden

war — der treffliche Mann, der mir ohnehin unvergeßlich geblieben wäre, so lange ich denken und empfinden kann — er erfreute mich noch mit so werthvollen Geschenken! Mit den Gefühlen des allerherzlichsten Danks und der liebevollsten Zuneigung schied ich von ihm.

Die Zeichnung hängt, in Glas und Rahmen gefaßt, als eins meiner liebsten Besitzthümer, unter seinem wohl getroffenen Bilde von Küchler in Rom, das ich mir schon bei meiner ersten Anwesenheit gekauft hatte, meinem Sitze am Schreibtische gegenüber, und erfüllt mich, so oft ich danach blicke, mit dankbarer Freude, wenn ich mir gleich eigentlich mit Beschämung sagen muß, daß ich um zu geringen Einsatz den schönen Gewinn erhielt.

Die Zeichnung stimmt, mit geringer Abweichung, mit den Umrissen auf dem Kupferblatt Nummer 59 im ersten Bande der Abbildungen und Erläuterungen von Thorwaldsens Werken überein, in Rom 1831 in Folio, von Andrea Acquistapace herausgegeben, unter dem Titel: Intera Collezione di tutte le opere inventate e scolpite dal Cav. Alberto Thorwaldsen, incisa a Contorni con illustrazioni del chiarissimo abate Misserini etc. Ein schätzbares Werk, bei dem nur zu bedauern ist, daß nicht immer angegeben ist, in welchem Jahre,

auf wessen Veranlassung der große Meister seine Bildungen schuf, ob er sie selbst in Marmor ausführte, oder blos modellirte zum Erzguß, und für welchen Ort jedes bestimmt war. Vollständig hätte sich das Alles freilich kaum nachweisen lassen, namentlich in Absicht der Wiederholungen mancher vorzüglich beliebter Stücke, und wegen mancher Verpflanzungen derselben von einem Orte zum andern; allein über Manches hätte doch wohl mehr Auskunft gegeben werden können, und das wäre im Laufe der Zeit immer wichtiger geworden.

L.

Blicke ich nun, nicht sowohl nach dieser Abschweifung, als vielmehr überhaupt nach den Andeutungen der Eindrücke, welche Italien auf mich gemacht hat, noch einmal nach dem armen Herrn Nicolai hin — wie ganz anders erscheint und klingt Alles bei Dem! Im Alter der besten Lebens- und Reise-Kraft, am ersten Mai, einem der gefeiertsten Tage des Jahres, im beginnenden Frühling, sagte er jauchzend seiner Vaterstadt Lebewohl, um Italien, von dem er und seine Reisegefährten in tausend Büchern gelesen, daß es das schönste Land Europa's sey, kennen zu lernen. Und das

tausend und erste Buch, was er nun zu jenem, von Thoren und Lügnern geschriebenen Tausend hinzufügte, berichtet fast auf jeder Seite, daß er, mit wenigen Ausnahmen, überall die schmerzlichsten Enttäuschungen erfahren, und, statt Freude, nur Aerger und Qual allerlei Art empfunden habe — kurz, daß er mit seinen Gefährten in Italien auf das Widerwärtigste in den April geschickt worden sey! Kein Schiffbrüchiger, kein entlaufener mittelloser Gefangener hat, nach seiner eignen Schilderung, eine so jammervolle Reise gemacht, als er! Und sein Buch hallt fast von nichts als Klagen und Scheltworten wieder, und ist das non plus ultra einer kolossalen, mit Schimpf und Schande gespickten, und vielfachen Ekel erregenden, Reise-Elegie! — Welch ein beklagenswerther Reisender! Welch ein Schriftsteller von der allertraurigsten Gestalt! —

Wer darauf ausgeht, eine Karikatur zu malen, der macht aus einem edeln Kopfe leicht einen abenteuerlichen, und aus einem hübschen Soubrettengesicht eine Kalmuckenfratze. — Als einen solchen Kunststückmacher hat Hr. Nicolai sich in seinem Buche gezeigt. Er will ein treuer Portraitmaler seyn; und unter seinem schmutzigen Pinsel wird aus jeder gelblichen Sommersprosse ein brauner, di-

cker Leberfleck, und aus jedem Leberfleck eine ekelhafte Beule.

Wenn man, wie er verfährt, so ist Alles — auch das Schönste, das Erhabenste, das Heiligste — herabzuwürdigen und in den Staub zu ziehen! Wer frivol genug dazu ist, kann aus einem Paradiese ein widriges Spottbild machen. Und so könnte auch, in Herrn Nicolai's Manier auffassend, und schildernd, und Schlüsse ziehend, ein alter, sauertöpfischer Hagestolz ein Bild des Ehestandes aufstellen, vor dem man zurückschaudern müßte! Und wanderte er durch einige Familien- und Kinderstuben, und horchte nach jedem Geschrei eines kleinen Trotzkopfs, und notirte jedes unsaubre Näschen, und zählte alle schmutzigen Windeln zusammen, und multiplicirte dann noch Alles mit der Zahl zehn oder zwanzig, und machte aus jeder Mücke einen Elephanten: so könnte er, in Nicolaischer Manier, auch ein Bild oder ein Buch hinstellen mit der Ueber- oder Unterschrift: „die Kinderwelt, wie sie wirklich ist," und er könnte dann in dreisten Orakelsprüchen verkündigen, daß es mit der viel gerühmten, liebenswürdigen Kindernatur etwas sehr Widerwärtiges und Ekelhaftes, und mit der elterlichen zärtlichen Liebe und Glückseligkeit nur Phantasterei und boshafter Lug und Trug an-

geführter Thoren sey, um den innern Verdruß über die Noth mit den kleinen Bälgern nicht zu verlautbaren, und um Andere, durch die Irrlichter falscher, betrügerischer Glückseligkeitsversicherungen, ebenfalls in den Sumpf des Familienlebens zu verlocken! — Ja, mit einer gehörig schlechten Feder, und wenn man sich nicht scheut, sich an dem Schöpfer zu versündigen, läßt sich von der ganzen Schöpfung, troß ihrer großartigen Herrlichkeit, ein widriges Zerrbild entwerfen. Wer sich einmal in unwürdiger Malerei gefällt, der wird auch an dem Schönsten, Erhabensten und Heiligsten eine Kehrseite aufzufinden wissen, die ihm den Anlaß zu einer schmutzigen Kleckserei bietet.

In solcher unwürdiger Weise ist Herrn Nicolai's Buch geschrieben! Von solcher Beschaffenheit sind seine Auffassungen, seine Schilderungen, seine Schlüsse! — Je mehr ich Italien kennen lernte, desto mehr erkannte ich, welch ein verfehltes, verwerfliches Buch das seinige ist. Wohin ich kam, da verspottete man es. Ein Zufall hatte obenein in meinen Reisekoffer ein Journalheft*) gebracht, wel-

*) Annalen der Criminal-Rechtspflege von Demme und und Kluge. Dritter Band. Erste Abtheilung. „Zur Lehre über Injurien auf dem Gebiet literärischer Kritik."

ches die richterlichen Aussprüche des Oberlandesgerichts zu Naumburg erster und zweiter Instanz in Betreff der Injurienklage Hrn. Nicolai's wegen der Friedländerschen Recension seines Buchs enthält. Das theilte ich den Freunden und Bekannten in Rom und Neapel mit; und Alle ergötzten sich an Hrn. Professor Friedländers Recension, und priesen die richterlichen Entscheidungen, und halfen mir lachen über Herrn Nicolai's Buch. — —

Anhang.

A.

Ich hatte nicht allein die vorstehenden Textbogen, sondern auch die nöthige Vorrede geschrieben — welcher ich aber, damit man sie nicht ungelesen überschlüge, eine andre Ueberschrift gab — da kam mir plötzlich der Einfall, den eigentlichen Textbogen noch eine, für sich bestehende Zugabe anzufügen. Um nämlich dem Nicolaischen Genius noch eine besondere Huldigung darzubringen, wollte ich versuchen, in seiner Art und Weise auch eine kleine Reisebeschreibung zum Besten zu geben, doch nicht in meinem, sondern in eines reisenden Italieners Namen, welcher Deutschland durchfliegen sollte, wie Hr. Nicolai Italien durchflog, und sich dann hinsetzte, die Lesewelt mit einem

„Deutschland, wie es wirklich ist"

zu beschenken. — Eine höchst überraschende Störung hinderte mich an der Ausführung dieses Plans.

Doch eine Skizze desselben will ich hier mittheilen, ehe ich über die Art jener merkwürdigen Störung Bericht erstatte.

Mein Reiseheld sollte Domenico Ilario Sperante heißen, sollte, eben so wie Hr. Nicolai, sich selbst als fein empfindend, gebildet, mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl ausgestattet ankündigen, sollte auch im Voraus eben so gründlich über Deutschland, wie Hr. Nicolai über Italien, unterrichtet, aber dabei ein eben so guter Italiener seyn, als Herr Nicolai ein guter Deutscher ist. Also — halb ein Doppelgänger, halb ein Gegenfüßler von Herrn Nicolai.

Wie Dieser tausend lobpreisende Schriften über Italien, so hatte Herr D. I. Sperante — wenn auch nicht volle tausend, doch gewiß neun hundert neun und neunzig (oder auch viel weniger) Lobeserhebungen zu Ehren Deutschlands gelesen, und er brannte vor Verlangen, es von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Er glühte vor Enthusiasmus für das biedere, streng-sittliche, freiheitliebende, heldenmüthige und dabei hoch cultivirte Volk, das neuerlichst seinen berühmten Männern ein öffentliches Denkmal nach dem andern errichtet. Er sehnte sich aus sei-

nem weichlichen Südlande, nach dem kräftigen Nordlande hin. Er wollte die großen Musikwerke der Deutschen, und ihre Gesang- und Musik-Virtuosen kennen lernen. Er war durchdrungen von Hochachtung gegen das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen auf deutschen Schulen und Universitäten. Ja er war sogar neugierig, den protestantischen Gottesdienst, der ihm so erbauend und segenbringend geschildert war, ein wenig kennen zu lernen und in der Nähe zu belauschen.

Seine Kenntniß der deutschen Sprache war freilich sehr gering; da er aber auf einem deutschen Schiffe von Livorno nach Bremerhafen fuhr: so ließ er diese gute Gelegenheit, allerlei deutsche Wörter und Redensarten zu lernen, nicht unbenutzt. Daneben blätterte er auch mitunter in einem, zwar etwas veralteten, doch immer noch brauchbaren Reise-Handbuche. Er war also schon auf seiner See-reise rühmlich bemüht, sich zu der interessanten Land-reise vorzubereiten.

Von den unterschiedlichen deutschen Redensarten, welche er aufgeschnappt hatte, konnte er auf seiner Reise indessen nur einen sehr unvollkommenen Gebrauch machen, weil er schon in Bremerhafen von einer hartnäckigen Heiserkeit befallen wurde, die ihm, statt kaum ein unverständliches Krächzen verstat-

tete. Er schob dies auf die Rohheit der barbarischen Sprache. Schon hiedurch, sowie durch die plumpen Sitten und den Branntweinduft der Matrosen wurde ihm seine gute Reise-Laune verdorben.

Vergeblich sah er sich am Ausfluß der Weser, und, bei der Fahrt nach Cuxhaven, auch am Ausfluß der Elbe, nach schwimmenden, nordpolarischen Eisbergen um, die er an beiden Stellen so sicher erwartete, als Hr. Nicolai in Venedig und Neapel vergoldete Kuppeln erwartet hatte. Er fühlte sich hiedurch sehr unangenehm enttäuscht.

Ein Abstecher nach dem gepriesenen Helgoland gab ihm nur Veranlassung, es auf das Tiefste gegegen Ischia und Capri herabzusetzen. Nichts als Kartoffelkraut statt der herrlichen Südfrüchte und Blüthen! Ein paar kleine Felsaushöhlungen statt der großen, feenhaften Azur-Grotte von Capri! Ein Hummer auf der Schüssel, und der auftauchende Kopf eines Seehundes in der Nähe der Küste waren die einzigen Nordsee-Merkwürdigkeiten, die man ihm zeigte. Aber nicht einen einzigen Wallfisch sah er harpuniren, worauf er so fest gerechnet hatte, wie Hr. Nicolai auf Palmenwälder! Er überzeugte sich, daß es mit der Nördlichkeit der Nordsee wohl nicht weit her sey, was abermals eine bittere Enttäuschung war!

Die Gärten der Hamburger an der Alster und an der Elbe wollten ihm nicht gefallen, weil sie weder Wasserkünste noch Marmorzierrathen, wie die Villa Mattei und Villa Albani, aufzuweisen hatten. — Die Thorsperre, von welcher er hörte, schlug seine schöne Hoffnung, in Deutschland ein glückliches, freies Volk zu sehn, auf das Grausamste zu Boden. Er seufzte tief wegen dieser schmerzlichen Enttäuschung! — Ein Napf voll Aal-Suppe, der ihm vorgesetzt wurde, machte ihn auf immer mißtrauisch gegen die hamburgsche Küche. Er glaubte, ersticken zu müssen an den darin befindlichen, bleischweren Klößen, und fand die ganze Zusammensetzung widersinnig und abscheulich. Er sehnte sich nach Zwiebelsalat, wie Hr. Nicolai nach rothen Ziegeldächern. — Allein so schnell er auch zum Thore hinaus eilte, machte er auf den Straßen, durch die er fuhr, doch noch mehrere widrige Beobachtungen. Aus den morastigen Fleeten, die er (zur Zeit der Ebbe) sah, machte er den Schluß, daß Hamburg ein höchst ungesunder Ort, und unausgesetzt von bösen Fiebern heimgesucht seyn müsse. Er fand es thöricht, daß Männer mit großen Eimern umhergingen, um Milch zu verkaufen, anstatt Ziegen und Kühe durch die Stadt zu treiben, und vor den Häusern der Abnehmer zu melken, wie es

in Rom und Neapel geschieht. — Noch ungleich ärger aber erschien es ihm, daß Frauen, zu beiden Seiten mit mehreren Körben bepackt, die voll Gemüse oder Obst waren, wie Lastthiere durch das Labyrinth der Straßen wankten, anstatt Esel damit zu beladen. Er witzelte, daß man in Deutschland statt sich eines Esels zu bedienen, lieber selbst als ein solcher diene. Und ein Leichenbegängniß, bei dem er eine Menge schwarz gekleideter Männer, mit großen Halskragen und weiß gepuderten Stutzperrücken und mit Degen an der Seite ausstaffirt, als Begleiter einherschreiten sah, war ihm so anstößig, daß er in sein Tagebuch schrieb, die Deutschen ehrten ihre Todten so wenig, daß sie bei den Begräbnissen derselben die unpassendsten Carnevals-Aufzüge veranstalteten, weshalb er denn die Deutschen ein höchst gefühlloses Volk schalt, und sich abermals bitter enttäuscht fühlte.

Auf der Reise nach Lübeck bringt die Schlechtheit des Weges ihn fast zur Verzweiflung. Er versichert, alle Martern eines Geräderten hundertfach empfunden zu haben; und da er die Sünde der Dänischen Regierung den beiden deutschen Schwesterstädten Schuld giebt: so schilt er im Allgemeinen auf Deutschland und auf die Faulheit und Knauserei der Deutschen, wie ein Rohrsperling. In seiner einmaligen

Erbitterung, findet er die alterthümlichen Bauwerke Lübecks höchst geschmacklos. Er mag die Marienkirche gar nicht sehn, wirft nur im Fluge die interessante Notiz hin, daß die Trave ein Küstenfluß sey, wie Hr. Nicolai vom Garigliano bemerkt, und sehnt sich abermals vergeblich nach Zwiebelsalat.

Auf seinen weiteren Kreuz- und Querzügen durch Deutschland scandalisirt er sich nicht wenig an den hohen Ziegeldächern in den Städten, da er deren Zweckmäßigkeit nicht einsieht. Beim Anblick von Schindel- und Strohdächern aber, die oft zum Abbrennen ganzer Städte und Dörfer behülflich sind, macht er sich, fast malitiös, über die unbegreifliche Dummheit der Deutschen lustig. Erbärmlich unsolid erschienen ihm die Häuser von Holz oder gar von Lehm, zumal wo sie Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Was eine Säule sey, meint er, wisse man in Deutschland kaum, denn nirgends bekomme man welche zu sehen; und selbst die besten, von Katholiken in Deutschland erbauten Kirchen seyen fast alle in dem düstern, widrig geschnörkelten Spitzbogen-Stil erbaut.

Seit er in einer englischen Gartenanlage an einer künstlichen Burgruine hat bauen sehen, wird er ein Skeptiker, wie Hr. Nicolai, und meint,

daß es überhaupt wohl mit den mittelalterlichen Burg- und Kloster-Ruinen in Deutschland nur Windbeutelei und Betrügerei sey; und der künstliche Steinberg in Wörlitz macht ihn mißtrauisch gegen alle Notizen über Berge und Felsen in Deutschland. Er will daher weder den Rhein noch das Riesengebirge besuchen, eben so wenig mag er die sogenannten alten Schloßruinen von Heidelberg, von Baden-Baden, die Burg- und Kloster-Ruinen am Rhein und an der Donau, den Grädisberg in Schlesien und den Oybin in der Oberlausitz sehen, zumal er schon Abbildungen davon gesehen hat.

Ueber schlechte Bewirthung und Bedienung, Schmutz und Uebertheurung in den Wirthshäusern hat er oft zu klagen. In Verzweiflung bringt ihn die ärmliche Schmalheit der Bettstellen und die Hitze der Federkissen unter dem Kopfe. Aufs Schmerzlichste vermißt er die kühlen, festen Walzen, an die er gewöhnt ist, denn er schläft in der Regel schlecht, und steht am Morgen ermatteter auf, als er sich Abends niedergelegt hatte, wie Hr. Nicolai. — Die Bedienung durch junge Dienstmädchen in den Wirthshäusern erscheint ihm als eine arge Unschicklichkeit und Gelegenheitmacherei zur Unsittlichkeit.

Als er in die Region der Braunkohlen geräth, ist er in Verzweiflung über den fußhohen, braunen

Schmutz in den Straßen und den abscheulichen Gestank in den Zimmern und den Häusern. An dem Tabaksqualm in vielen Gastzimmern erstickt er beinahe, und wenn er sich in sein Logiezimmer gerettet hat: so ekelt er sich noch vor seinen durchräucherten Kleidungsstücken.

Und ist er von diesem Gestank nicht geplagt: so treibt ihn das Brennen des Kaffee's, wegen des Qualms und betäubenden Geruchs, mehrmals zum Hause — selbst bei Regenwetter — auf die Gasse hinaus; und er kann nicht begreifen, wie stumpfsinnig die Deutschen seyn müssen, daß sie ein so abscheuliches Geschäft in einem anständig seyn sollenden Hause verrichten, und nicht, wie die Italiener, auf offnen Straßen und freien Plätzen.

Ueberhaupt erscheint ihm Deutschland als ein wahres Lumpenland, weil es keine Olivenbäume, keine Seidenzucht, keine Mandeln, keine genießbaren Kastanien, keine Apfelsinen, und nur auf ein paar Stellen ein wenig Wein erzeuge, von dem die Deutschen selbst geständen, daß sie, wenn sie davon getrunken hätten, ganz besondere Vorkehrungen treffen müßten, damit er nicht, seiner ätzenden Säure wegen, die Eingeweide durchfresse.

Daß sich die Gastwirthe bei der Mahlzeit den Wein — und wenn man auch nur ein paar Glä-

ser getrunken — besonders bezahlen lassen, und zwar zu äußerst hohen Preisen, das bringt ihn oft in leidenschaftlichen Zorn und in lauten Zank mit Wirthen nnd Kellnern. Haranguirt er bei solcher Gelegenheit mitunter die andern Tischgäste, so gut es mit seinem wenigen Deutsch und mit seiner heiseren Stimme gehn will, um sie zu gleicher Opposition gegen solche Unbill aufzufordern: so hat er den Verdruß, daß man ihn nicht unterstützt, sondern nur verlacht, was er dann umständlich, wie Hr. Nicolai, notirt. — Und will er, der Wohlfeilheit wegen, seine Zuflucht zum Biertrinken nehmen: so ist es bald widrig süß, bald unleidlich bitter, und meistentheils sauer. Es schmeckt ihm daher schlecht, macht ihm bald Kopfweh, bald Bauchgrimmen, und er nennt es daher gewöhnlich ein schlechtes Gesöff oder eine abscheuliche Jauche, wie Herr Nicolai den italienischen Wein benennt.

Statt Artischocken, erhält er fast täglich Kartoffeln zu essen. Als man sie ihm sogar einmal ungeschält vorsetzt, wird er ganz voll Verzweiflung, in ein Land gereist zu seyn, wo man die Menschen grade so, wie die Schweine, füttere. Als ihm einmal ein Stück Pumpernickel als eine extraordinaire Leckerei vorgesetzt wird, geräth er außer sich vor Wuth, weil er meint, daß man ihn foppen wolle.

Und ein Gericht von großen Klößen mit Gänsegekröse und einer schwarzsauren Brühe darüber, erklärt er für das abscheuliche Product einer Hexenküche, um mit gekneteten, steinharten Zwölfpfündern einen guten katholischen Christen auf recht satanische Weise um Gesundheit und Leben zu bringen. Auch das Schmelzen und Braten der Speisen mit Butter, statt milden Oels, ist für seine Nase widerlich, wie für seinen Magen verderblich, und der ranzige Geruch des Salatöls erfüllt ihn mit dem ärgsten Ekel. — An Fliegen, Mücken, Flöhen soll es, wie er gehört hat, zur Sommerzeit auch nicht fehlen, ja in manchen Gegenden vor Wanzen kaum auszuhalten seyn. Er selbst fühlte sich, bei seiner Herbstreise, von dieser Art von Ungeziefer nur wenig geplagt, desto mehr aber von Mäusen, die ihn manche Nacht durch ihr Umherlaufen im Zimmer, durch Nagen an den Brettern des Fußbodens, einmal sogar durch Wirthschaften im Stroh seines Bettes, nicht schlafen lassen. Die Hauptschuld hievon giebt er dem unsoliden Bau der Häuser, und ganz vorzüglich den bretternen Fußböden, daher er im Gegensatz von diesen, den Gips und die Steine der Fußböden in Italien preist. — Alle Augenblicke möchte er Deutschland zu tausend Teufeln wünschen, wie Hr. Nicolai Italien.

Wirft er sich nun in den Wagen, um aus dem abscheulichen Lande wieder hinaus zu kommen: so hat er wieder den immer erneuerten Verdruß über das Zahlen von Chausseegeld, zum Theil für ziemlich schlechte Chausseen, oder auch wohl für solche, die eigentlich gar keine sind. Noch empörender aber ist ihm das Zahlen von Geleit-, Mauth-, oder von Pflastergeld in lumpigen Städten, die erbärmlich gepflastert sind.

Unausstehlich ist ihm das stundenlange Fahren in Wäldern, wo man nichts sieht, als Bäume — oft sogar nichts, als die schlechteste Art von Kiefern. Und kommt er zu den Wäldern hinaus: so ist er meist umgeben von unabsehlichen Stoppel-Feldern, oder umgepflügten sandigen oder schwarzen Aeckern. An anderen Stellen meilenlang nichts, als Haidekraut oder eintönige Viehtrift! Er findet, daß Deutschland ein höchst erbärmliches Land ist.

Dazu nun in den langweiligen Ebenen das langsame Fahren, die vorherrschende Schläfrigkeit und Trunksucht vieler Postillone! Die Lohnkutscher findet er noch viel schlimmer. Der Eine konnte, statt seiner Namensunterschrift, kaum drei Kreuze machen. Die meisten waren grob und betrügerisch, und auf Branntwein erpicht. Der Eine war so betrunken, daß er bald den Hut, bald die Peitsche

verlor, und als er diese aufgenommen, und wieder auf den Kutschbock gestiegen war, auf der andern Seite hinunter in den Landstraßenkoth fiel. Das gab ihm die niederschlagende Ueberzeugung, daß es mit Volksunterricht und Erziehung in Deutschland nicht besser stehe, als in Italien, mit der Trunksucht aber ärger, als irgendwo in der Welt. — Kurz, in seinen Erwartungen von dem, was er in Deutschland Gutes und Rühmliches finden werde, immer eine Enttäuschung nach der andern! Er wurde ganz schwermüthig hievon!

Doch sein Unmuth sollte noch mehr gesteigert werden! Ein Studententumult in einer berühmten Universitätsstadt, der mit dem Einwerfen der Fenster eines Professors und mit einer Balgerei zwischen Studenten und Polizeidienern endete, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß jeder kleine Straßenlärm ihn mit Schrecken und Furcht vor Volksempörung erfüllte, so wie Hr. Nicolai überall Räuber sah. Herr D. I. Sperante sah ein, daß die ganze Jugendbildung in Deutschland aufs Heilloseste verwahrlost sey. Er wundert sich hierüber auch eigentlich nicht, da er nirgends die deutsche Gymnasial-Jugend von einem Abate mit drei breiten abstehenden, oder von einem Jesuiten mit zwei breiten abstehenden Krämpen am Hute hatte

wohl dressirt spaziren führen sehen. Dies hatte ihm das deutsche Erziehungswesen sehr bald verdächtig gemacht. Aber diese Enttäuschung greift auch förmlich mit Geierkrallen in sein Gemüth!

Doch er sollte noch schlimmere Erfahrungen machen! Das Abhandenkommen eines Taschentuchs — das er freilich auch aus der Tasche verloren haben konnte —, die Vertauschung seines Hutes, in einem öffentlichen Hause, und das Austrinken seines noch halbvollen Bierglases durch einen Liebhaber fremder Biere hinter seinem Rücken, vollendeten seinen Aerger, eine Reise in ein Land gemacht zu haben, in dem er so viel Herz und Geist Erhebendes zu sehen gehofft hatte. — Durch die ungünstigen Einflüsse der unfreundlichen Herbstwitterung täglich mehr von Rheumatismen in Nacken, Armen und Händen geplagt, wurde er höchst wortkarg im Sprechen, wie buchstaben- und punktkarg im Schreiben; und in seinem fortwährenden Grolle ließ er daher, wenn er seinen Namen in ein Fremdenbuch schreiben mußte, seit jener Zeit gewöhnlich die Punkte hinter den beiden Anfangsbuchstaben seiner Vornamen gänzlich weg, und zog das D und das I so mit seinem Zunamen zusammen, daß man diesen jetzt nicht mehr Sperante, sondern DISperante las, wie er denn wirklich aus einem sonst Hoffen-

den ein gänzlich Verzweifelnder geworden war! Jene Verluste aber schrieb er den frechsten Spitzbübereien zu; und im bittersten Zorn sprach er das Urtheil aus, daß die eine Hälfte der Deutschen aus Trunkenbolden, die andere Hälfte aus Spitzbuben bestehe — ganz Deuschland sey also ein von Gott verfluchtes Land.

Da ein reisender Landsmann, mit dem er einmal zusammen traf, es ihm verrathen hatte, daß die Deutschen aller Originalität und Selbstständigkeit im Streben und Handeln entbehrten, und immer nur die Nachahmer anderer Nationen wären, was ihre Schriftsteller, namentlich die schöngeistigen Kritiker, selbst eingeständen und laut von den Dächern predigten: so richtete er seine beobachtenden Blicke ganz besonders auf diese Schwachheit des deutschen Volks, und machte in dieser Beziehung manche interessante Entdeckung. So meinte er unter Anderm, daß die Deutschen, als ursprüngliche Biertrinker, die Neigung zum Branntweintrinken den amerikanischen Wilden, und die Liebhaberei mit Pferde-Wettrennen den Italienern auf den Corso's von Rom und Florenz, abgesehen hätten. Weil die Pferde der Deutschen aber zum Rennen zu faul, und ihre Besitzer zu ungeschickt wären, sie durch aufgebundene Stacheln

zum raschen Laufen zu bringen, wie es in Italien geschieht: so setzten sie, als Stellvertreter, Jockey's darauf, die mit scharfen Spornen und wildem Geschrei die unlustigen Renner nach dem Ziele trieben. — Mit feiner Combinationsgabe brachte er dann heraus, daß die Engländer hierin wieder die Affen der Deutschen wären, und es sich viel Geld und Mühe kosten ließen, eine gleiche Liebhaberei, wie die Deutschen, zu affektiren. Ganz vorzüglich machte er sich aber darüber lustig, daß die Engländer von den Deutschen bei ihren Wettrennen selbst die schwerfälligen deutschen Kunstausdrücke: „Sweepstake — Start — Pace — Produce — Heat" entlehnt hätten, anstatt sie ins Englische zu übersetzen, auch mit vornehm klingenden Namen und Stammbäumen der Rennpferde sich eben so anfingen zu zieren, wie die Deutschen. — Zuletzt spricht er den Deutschen noch allen Erfindungsgeist ab, und meint, daß man ihnen höchstens nachrühmen könne, das Nachahmen und das Schnarchen beim Schlafen erfunden, oder wenigstens zu einer besondern Virtuosität ausgebildet zu haben. —

Von keiner andern Seite sieht er sich entschädigt und erfreut. Vergeblich späht er nach interessanten Männer- und nach schönen Frauen-Gesich-

tern umher. Fast überall sieht er nur den Stempel einer Schlummerköpfigkeit, die weder eines kräftigen Zorns, noch einer feurigen Liebe, folglich auch keiner raschen Eifersucht fähig ist. — Er versichert, daß er fast verzweifle über die vielen dicken Lippen, über die breiten, mißgeformten Nasen, über die faden, meist blaßgrauen oder grünlichen Augen, über das Flachshaar der Jugend, und die bleiche Hautfarbe bei Jung und Alt, was Alles, im Vergleich mit den scharfen, charakteristischen Formen und der kräftigen Haar- und Hautfarbe der Italiener, gar zu plump, fade und schwächlich erscheine. Auch ist es ist ihm ein Gräuel, eine so große Zahl Krüppel und Verwachsene, und die meisten Kinder scrophulös einher wackeln zu sehen, um in verdumpfter Stubenluft allmählich zu gleichen krüppelhaften Gestalten, wie die lange Reihe ihrer Ahnen, traurig heran zu reifen!

Ueber die Musik der Deutschen, ihre Sänger und Instrument-Virtuosen — ob er gleich sehr wenig davon gehört hat — spricht er doch sehr entschieden ab. Er findet die meisten Kompositionen der Deutschen schwerfällig, und das Lob, das man Sängern und Virtuosen ertheile, übertrieben. Nach einem der großartigsten Musikfeste, deren Deutschland sich neuerlichst mitunter freut, so wie nach der

reichen Gemälde-Ausstellung eines Kunstvereins mag er nicht zwei Poststationen weit reisen, theils aus launischer Oekonomie, theils weil er schon überflüßig Musik in Theatern und Tabagieen gehört hat, und weil er weiß, daß es mit der Malerei der Deutschen von jeher nicht viel gewesen ist. Er weiß es schon auswendig, daß die Deutschen nur Stümper in jeder Art von Kunst sind.

Was ihn aber in Deutschland nun noch sehr interessirte, das war die Homöopathie, deren Lob ihm auf der Reise aus dem Munde eines Gastwirths, der ein halber Italiener und ein ganzer Homöopath war, laut in die Ohren geklungen hatte. Er brannte daher vor Verlangen, den Erfinder und Altmeister der Homöopathie, den berühmten Hahnemann, kennen zu lernen. Voll Enthusiasmus machte er einen ziemlichen Umweg nach Köthen, um ihn nicht allein von der größten Hochachtung zu versichern, sondern ihn auch zu Rathe zu ziehen und um homöopathische Hülfe anzusprechen: 1) wegen der Hornhaut, die er an seinen Fußsohlen auf dem schlechten Steinpflaster in den deutschen Städten bekommen hatte; 2) wegen der Lungenschwindsucht seiner Frau; 3) wegen des Brustkrebses seiner Schwägerin; 4) wegen der Epilepsie seines Bruders; 5) wegen des Bandwurms seiner Tochter; 6) we-

gen des Knochenfraßes an einem Ohr, woran sein Söhnchen; und 7) wegen der schweißigen Füße, woran sein Bedienter litt. Gegen jedes dieser Uebel wünschte er fürs Erste abschläglich ein Decilliontheilchen eines homöopathischen Präparates zu erhalten, und wegen der weiteren Behandlungen wenigstens Abrede in Betreff einer hausärztlichen Verbindung durch Correspondenz zu nehmen. Mit Schrecken hörte er aber in Köthen, daß der große Mann schon seit Jahren in Paris lebe.

Als er nun hierüber in der Gaststube seines Wirthshauses laut zu klagen begann, und ein anderer Reisender ihn deshalb verwundert ansah und sich ziemlich spöttisch über die Homöopathie äußerte, gerieth Hr. DISperante sehr in Zorn, und sagte, die Deutschen wären nicht werth gewesen, so einen Mann zum Landsmann zu haben, sonst würden sie ihn nicht haben nach Paris auswandern lassen. Lautes Hohngelächter folgte diesen Aeußerungen. Und da er von dem Fremden nun wissen wollte, wo gute homöopathische Arzneimittel zu erhalten wären, entbrannte dieser (der unglücklicherweise ein allopathischer Apotheker war, und sich gefoppt glaubte) in heftigem Zorn, stieß den Frager zur Thür hinaus, und schrie ihm, unter einer Fluth von Scheltworten auf die Homöopathie, die Weisung zu, er möge

selbst sehen, wo er eine Apotheke mit solchen Narrenmitteln finde.

In leidenschaftlicher Aufregung, wie Hr. Nicolai aus Aquapendente, fuhr Hr. DISperante aber doch nicht aus Köthen, und schrieb nur späterhin in sein Tagebuch, daß die deutschen Apotheker halbe Banditen, und wahrscheinlich größtentheils zu ungeschickt zur Zubereitung homöopathischer Mittel seyen. Anders wußte er sich den Zorn jenes Apothekers nicht zu erklären.

Ehe er aber Köthen verließ, wurde er noch auf zweierlei Weise erheitert und getröstet. Erstens zeigte man ihm eine neue katholische Kirche, die ein zum Katholicismus glücklich bekehrter Fürst mit Hülfe mehrerer protestantischer Handwerker unter seinen getreuen Unterthanen habe bauen lassen, was Herr DISperante in ganz Italien, und besonders in Rom, bestens zu rühmen versprach. — Zweitens wurde er auf seinem Zimmer noch durch den Besuch eines sehr enthusiastischen Lobredners der Homöopathie überrascht, welcher seines Zeichens eigentlich ein Büchercolporteur war, der allerlei homöopathische Schriften vertrödelte. Als Hr. DISperante diesem nach und nach verständlich gemacht hatte, mit welchen körperlichen Leiden er selbst und seine sämmtlichen Familienglieder behaftet seyen,

lächelte der Colporteur ihn höchst menschenfreundlich an, und schwur hoch und theuer, daß es ein Leichtes sey, mit Hülfe der Homöopathie und ihrer jüngeren, noch geistvolleren Schwester, der Isopathie, alle diese Uebel im Umsehen zu heilen; nur müsse man nicht anstehen, sich das treffliche Buch zu kaufen, das der Enthusiast hierbei aus seinem Schnappsack hervor holte. Der Handel war, nach bald beendigter Feilscherei, gemacht, und der glückliche Käufer im Besitz eines Buchs, das auch schon, wie Herrn Nicolai's Reise, eine zweite Auflage erlebt hatte. Es war Herrn Dr. **Röllingk's** homöopathische Pharmakopöe, nach den neuesten Erfahrungen für Menschenärzte, Thierärzte und Apotheker, enthaltend alle bis jetzt geprüften und angewandten homöopathischen, auch die von Dr. Lux potenzirten isopathischen Arzneistoffe. — Unter diesen, zum Theil höchst appetitlichen, Arzneistoffen waren in dem unschätzbaren Buche mit aufgeführt: Podoclavin, die hornartige, verhärtete Haut der Fußsohlen; Empyemin, Lungengeschwüreiter; Mastocarcinomin, Brustkrebs-Jauche; Herculin, Schaum, der bei einem Epilepsieanfall vor den Mund tritt; Toanin, Bandwurmextract; Ozaenin hominum cum carie, Jauche eines mit

Knochenfraß verbundenen Ohrgeschwürs; Sudorin pedum, Fußschweiß. — Solcher appetitlicher, isopathischer Arzneistoffe enthielt das Buch des Herrn Dr. Röllingk noch sehr viele; und mit großer Beruhigung sah Hr. DISperante, daß er selbst und jedes seiner kranken Familienglieder in dem Product des Uebels, womit man geplagt war, auch das Heilmittel gegen dasselbe mit sich herumtrage, so daß ein Jeder zugleich Patient und Apothekerbüchse sey. — Hr. DISperante erklärte, daß in diesem Zweige der Literatur Deutschland originell genug dastehe — so wie Hr. Nicolai, ergötzt durch einzelne, reinlich abgeputzte und mit Farbe angestrichne Häuser, dem nordwestlichen Italien die Belobung ertheilt, daß es wirklich Kultur zeige. —

Desto weniger wollte Herr DISperante den Protestantismus loben. Die äußere Ausstattung des Gottesdienstes kommt ihm äußerst ärmlich, der Gottesdienst selbst sehr nüchtern, und die protestantischen Predigten, von denen er freilich nichts verstand, kommen ihm höchst langweilig vor. Er versichert, die meisten Zuhörer, besonders Zuhörerinnen, hätten dabei dermaßen geschlafen, daß man vor Schnarchen fast den Prediger nicht habe hören können; ja er versichert, von einem Landsmanne gehört zu haben, daß die protestantischen Aerzte ihre Patienten, die

an Schlaflosigkeit leiden, um das Verschreiben von Opiaten zu vermeiden, immer mit dem besten Erfolg in diese und jene Kirche schickten.

Als man ihm in Gotha Bretschneider und in Weimar Röhr gezeigt hat, und nun die Wiege des Protestantismus vor ihm liegt, bricht er in eine eben so glänzende Tirade zur Ehre seiner vaterländischen, alleinseligmachenden Kirche, dieser frommen zärtlichen Mutter aus, wie Hr. Nicolai zur Ehre der holden, mütterlichen Frau, Germania. Und wie Dieser auf die entarteten Kinder schilt, die nach der Buhlerin Italia reisen, so zieht Herr DISperante auf die entchristeten Ketzer los. — Vor Preußen, das ein noch viel abscheulicheres Land seyn soll, als Sachsen, schaudert er zurück, und mag es deshalb gar nicht sehen, so wie Herr Nicolai Sicilien nicht sehen mag, weil man ihm gesagt hat, daß es ein noch abscheulicheres Land seyn soll, als der Stiefel von Italien. — Herr DISperante begreift nicht, warum der Papst nicht längst einen Bannfluch über alle Preußen ausgesprochen — mit Ausnahme einiger Wenigen, z. B. eines gewissen Stutenthal in Berlin, welcher, trotz seines lutherischen Aushängeschildes, doch im Innern wohl ein guter Papist sey. (In dem Namen irrte er sich wohl.)

Er wirft dem Protestantismus vor, daß er sich nur mit geraubten Kirchen und Altären behelfe, indem er selbst keine Kirchen, sondern nur Schauspielhäuser, Tanzsäle und Freimaurerhallen baue. Selbst zu Luthers Denkmal habe man ein ganzes Decennium hindurch in allen protestantischen Ländern gebettelt, ohne die Kosten zusammen zu bringen, so daß der König von Preußen endlich noch dabei das Beste habe thun müssen.

Er spricht mit triumphirendem Hohne von dem unseligen Zustande der protestantischen Kirche durch zahllose Partheiungen, die sich gegenseitig wegen ihres Glaubens oder Unglaubens verketzern, anfeinden, verfolgen. Er lobt dagegen den Katholicismus mit seiner festen Glaubens-Basis und seinem einen Papste, statt einer ganzen Legion von protestantischen Päpsten, die gern nach allen Seiten hin Bannstrahlen schleudern würden, wenn sie nur die Macht dazu hätten. Er behauptet, die ganze deutsche Literatur sey hievon inficirt, denn wenn man jetzt ein Buch zur Hand nehme: so stoße man auf nichts, als Zank und Streit, so wie Hr. Nicolai in der neuern wissenschaftlichen Literatur der Italiener nur Charlatanerie fand.

Die Ehe der protestantischen Geistlichen ist Herrn DISperante höchst anstößig; und er meint, daß man

ein Heide seyn müsse, um mit Gleichmuth einen Geistlichen, begleitet von einer Frau und einer Heerde von Kindern, über die Straße gehen zu sehen. — Daß er auch die gemischten Ehen der Laien verdammt, versteht sich in jetziger, stark mönchelnder Zeit von selbst.

Von allen Städten Deutschlands findet endlich nur München — wohin er zufällig, fast wider Willen geräth — Gnade vor seinen Augen; und er preist esgrade so übertrieben, und auf Kosten Wiens, wie Herr Nicolai Genua auf Kosten Neapels preist. Er meint daher auch, nur ein Ort wie München sey würdig, einen Mann von so gediegenem Charakter, von solcher unveränderlicher Glaubenstreue und so edler Freisinnigkeit, wie Görres, in seinen Mauern zu beherbergen, und nie sey ein Mann würdiger gewesen, mit Orden und Adelsdiplom belohnt zu werden, als dieser.

Hier wittert er vaterländische Luft, und sieht überall, selbst zwischen Tausenden von aufgepflanzten Bierkrügen, den wohlthätigen Einfluß der Nähe Italiens. Doch die schrecklichen Cretins, die er dann weiterhin in feuchten Gebirgsthälern trifft, erfüllen ihn mit Grausen und mit erneuetem Abscheu gegen Deutschland. — Zum hundertsten Male aufs Abscheulichste enttäuscht, erklärt er es für eine Toll-

heit, Deutschland zu bereisen und zu preisen! Mit einem schmerzlich süßen Heimweih eilt er über die Alpen; und der erste vaterländische Floh, der ihn wider zwickt, wird von ihm mit der freudigsten, patriotischen Rührung, als der willkommenste Glücksbote, begrüßt und gesegnet. — —

B.

Mit einer solchen Reisebeschreibung, überall ausstaffirt mit abgeschriebenen, geographischen, historischen, antiquarischen und sonstigen wissenschaftlichen und Kunst-Notizen, wollte ich, wie gesagt, dem Nicolaischen Genius noch eine besondere Huldigung bringen, um ihn darin, wie in einem treuen Spiegelbilde, sich selbst beschauen zu lassen. Einiges sollte wahr, das Meiste übertrieben, Vieles ganz unwahr, Alles zusammen — ein Chef d'oeuvre a la Nicolai seyn.

Ich war begeistert von meiner Idee! Eine wilde Jagd von tiefen Gedanken und lustigen Einfällen sauste an den Blicken meines Geistes vorüber. Mit frischer, fast jugendlicher Schreiblust ergriff ich meine spitzeste Feder. Als ich sie aber eben in die

Dinte tauchen wollte, fühlte ich mich auf einmal auf die seltsamste Weise gestört! Es war, als wenn ich, trotz der verschlossenen Thüren und Fenster meines Zimmers, an meiner Stirn von einem scharfen Zugwinde getroffen, und als ob mir etwas ins Ohr geflüstert würde, aber so leise, daß ich es nicht verstehen konnte. Als ich es nicht beachtete und wirklich schreiben wollte, verstärkten sich Zugwind und Geflüster. Ich konnte mir bald nicht mehr verbergen, daß ein Hereinragen aus der Geisterwelt in mein Zimmer auf mich einwirkte. Eine etwas schauerliche Situation für mich!

Nach neugewonnener, ruhiger Haltung, begriff ich sehr bald, daß kein Anderer, als der Schutzgeist des Herrn Nicolai, mich mit seiner unsichtbaren Gegenwart beehre, und daß er es darauf abgesehen habe, mich ernstlich vom Schreiben abzuhalten. — Ungestört durch den bösen Geruch, welchen spukende Geister gewöhnlich verbreiten — ich litt nämlich grade an einem starken Schnupfen — waffnete ich mich mit möglichster Kraft, den ganzen Geist — er mochte riechen, wie er wollte — völlig zu ignoriren; und, ihm zum Trotz, tauchte ich aufs Neue meine Feder ins Dintefaß, und zwar viel tiefer, als sonst. Als ich aber wirklich ansetzte, um zu schreiben, war es mir, als hörte ich, zwar leise, doch deutlich vernehm-

bar, die Worte mich umflüstern: „Saul, Saul, was verfolgest du mich!" — Da fiel mir die Feder aus der Hand, und machte einen großen, ominösen Dintenklecks auf mein Papier! Ich ließ sie liegen und die Dinte darin vertrocknen.

Es bedurfte nur wenigen Nachdenkens von meiner Seite, um zu errathen, wie Das gemeint sey. Ich konnte vor mir selbst es nicht leugnen, daß ich das Buch und die Reise-Weisheit des Herrn Nicolai verfolgt habe, wie weiland der noch unbekehrte, heidnische Saulus die neue Lehre der Christen. — Die Bestätigung, daß ich hierin nicht irre, offenbarte sich mir auch auf eine unleugbare Weise dadurch, daß der geistige Luftzug, der bisher nur meine Stirn angeweht hatte, plötzlich mit den beiden Bänden des Nicolaischen Buchs, die aufgeschlagen auf meinem Schreibtische lagen, zu meinem nicht geringen Entsetzen, zu spielen begann, und in kleineren und größeren Pausen, bald diese, bald jene Blätter umschlagend, mich anzureizen schien, jetzt diese, dann jene Stelle noch einmal zu lesen.

Um es nicht ganz mit dem hereinragenden Schutzgeiste des Herrn Nicolai zu verderben, mußte ich mich schon bequemen, so gut es meine innere Aufregung noch gestattete, hinzuschauen nach den aufgeschlagenen Stellen. Es waren grade die, welche

mir bisher als die ärgsten und unbegreiflichsten erschienen waren. Unwillkürlich verschnappte ich mich daher mit dem leisen Stoßseufzer: „Nein, es ist doch gar zu toll!" — Allein kaum war er meinen Lippen entschwebt, als ich deutlich den Zuruf des Geistes vernahm: „Merkst du denn nichts?" der sich nach einigen Minuten, als ich wieder zu lesen begann, noch deutlicher wiederholte.

Jetzt wußte ich in der That nicht, ob ich drei Kreuze machen, oder nach meinem Klingelzuge greifen solle, um mir, durch polizeiliches Einschreiten, Ruhe zu verschaffen! Doch ehe ich noch das Eine oder das Andre thun konnte, rief es mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Denk' an Ysop Lafleur!" und in dem Augenblicke, wie von einem Wirbelwinde getrieben, kam ein Buch geflogen, davon ich seit vielen Jahren wahrlich kein Exemplar mehr in meinem Bücherschranke hatte. Diese alte, oft von mir streng recensirte Jugendsünde eines mir sehr wohlbekannten Autors legte sich jetzt mit aufgeschlagenem Titelblatte auf mein Manuscriptblatt; und als ich mich endlich so weit vom Schreck erholt hatte, daß ich hinschauen konnte, las ich, gehorsam, wie ein Schulknabe, das vollständige Titelblatt: „Ysop Lafleurs sämmtliche Werke, oder meiner Herrschaft und meiner Wenigkeit romantische Reise in die säch-

sischen Sandsteingebirge an der Elbe." „Halle in der Rengerschen Buchhandlung 1796."

Die nächste Wirkung dieser erstaunenswürdigen, von einem spukenden Geiste bewirkten Thatsache, war die, daß ich Herrn Justinus Kerner, den ich bis dahin wohl als Dichter geachtet, aber als Geisterspukerei-Apostel nur verlacht hatte, diese meine Sünde reumüthig abbat, und mich auf der Stelle zum Glauben an ihn und an seine Lehre bekannte. Ich konnte es jetzt ja mit Händen greifen, was für unbegreifliche Streiche ein Geist einem ungläubigen Menschen spielen kann, um ihn zum Glauben zu bekehren.

Doch bei dieser meiner einen Bekehrung sollte es nicht bleiben. Mit dem größten Erstaunen sah ich nämlich, daß die beiden Bände des Nicolaischen Buches mit einem, aus ihrem Innern sich entwickelnden, ätherischen Lichte zu leuchten und Strahlen zu schießen begannen, wie lauter allerliebste Nordlichterchen en miniature, die sogar den armen, alten Ysop Lafleur so anglänzten, daß ich nicht unterlassen konnte, auch nach ihm mehrmals sinnend hinzublicken, und endlich halb zu denken, halb zu mir selbst zu sagen: „Der Ysop Lafleur ist freilich auch ein Schriftsteller, der seine gemachte Reise beschreibt, doch seines Zeichens nur ein alberner Bedienter,

der fast Alles tadelt, worüber Andre sich freuen, und sie deshalb mit ihrem Enthusiasmus für Thoren hält. Auch kann er alte, räuchrig aussehende Gebäude nicht leiden, sondern lobt sich die hübsch abgeputzten Häuser. Auch berichtet er über Alles, was er zu essen und zu trinken bekommen, und von Kunstsachen und Antiken schwatzt er, wie der Blinde von der Farbe; und den Kutscher, der ihn fährt, kann er so wenig leiden, als H. Nicolai einen italienischen Postillon. Allein mit allem dem närrischen Zeuge, was der Ysop Lafleur zu Markte bringt, treibt ja der Verfasser nur seinen Scherz, und er wollte ja nur einen Gimpel auf Reisen schildern." — Dies, und vielleicht noch mehr der Art, hatte ich kaum gesprochen: siehe, da fingen die wunderbaren Lichtstrahlen, die dem Nicolaischen Buche entströmten, plötzlich an mit zaubrischen Tönen zu singen: „Du mußt ein Paulus werden!" Und mit jeder Sekunde mehr und mehr ward ich durch die Einwirkung der zauberischen Strahlen des Buchs in einen Zustand von Hellseherei versetzt, der mich den ganzen Inhalt und Geist des Nicolaischen Buchs krystallhell bis in seine innersten, geistigen Tiefen durchschauen, und mich mit steigendem Erstaunen endlich zur wahren Erkenntniß und Würdigung desselben gelangen ließ. Endlich, endlich begriff ich

nämlich, daß Hr. Nicolai in seinem Buche, das ich bisher so blödsüchtig angesehen und verurtheilt hatte, als ein recht loser Schelm, mit der Lesewelt nur eine lustige Mystification, und von der ersten bis zur letzten Seite nichts als einen höchst geistvollen Scherz getrieben habe. „Ja!" rief ich endlich frohlockend aus — „Ja! der Saulus ist bekehrt! Ich bin ein gläubiger Paulus geworden! Und wie ich das Buch des Herrn Divisions-Auditeurs Gustav Nicolai bisher getadelt und verfolgt habe, so will ich es von jetzt an preisen, und zum Glauben an ihn und seine schriftstellerische Meisterschaft, wo möglich, die ganze deutsche Lesewelt zu bekehren suchen, wobei es nicht fehlen kann, daß die ganze europäische Welt (und zwar nicht blos die lesende) nachfolgt!"

Kaum hatte ich diese begeisterten Worte gesprochen, als ich ein stürmisches Bravorufen und Händeklatschen dicht an meinen Ohren vernahm, das mich, so schmeichelhaft es an sich auch war, anfangs durch seine Stärke fast betäubte. Nach und nach schien es sich zu entfernen, wurde schwächer und immer schwächer, und klang endlich nur noch, wie ein leises Säuseln aus weiter Ferne. Dann war Alles gänzlich still um mich her, in alter, gewöhnlicher Weise. Ich war ja bekehrt! Die Ehre

des verkannt gewesenen Buchs war gerettet! Der Geist hatte seine Mission vollendet, und war also wieder von dannen gezogen. — Ich wünschte ihm recht aufrichtig Glück auf den Weg

Meine schreckhafte Aufregung war nach und nach verschwunden, aber meine wunderbare Hellseherei, zu der ich nicht etwa in magnetischem Schlafe, sondern wachend (ohne recht zu begreifen, wie) gekommen war, dauerte in Bezug auf das Nicolaische Buch unverändert fort, so daß ich mich immer tiefer in den Geist desselben versenkte. Ja, diese Hellseherei, wenn sie mich auch beim Essen und Trinken und bei gesellschaftlichen Unterhaltungen oft so ganz und gar verläßt, daß ich eine gebratene Auster für Kälbermilch, Rheinwein für Franzwein, den sehr werthen Herrn Hinz für den ehrenwerthen Herrn Kunz, und die liebenswürdige Madam Schnick für die noch liebenswürdigere Madam Schnack halte — so stellt diese Hellseherei sich doch immer wieder aufs Neue bei mir ein, wenn meine Blicke auf Herrn Nicolais Buch fallen; und da das jetzt eben der Fall wieder ist: so will ich den günstigen Augenblick benutzen, um als ein bekehrter Paulus das Lob des Herrn Nicolai zu verkündigen, und dadurch wieder gut zu machen, was ich vorher als ein heidnischer Saulus gegen ihn gesündigt habe.

Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Oder vielmehr: Wer Augen hat zu lesen, der lese! Ich habe die alte, tadelnde Feder weggeworfen, und schreibe nun mit einer ganz neuen, blos für Lob und Bewunderung zugeschnittenen.

C.

Wenn man das Wort, die Lösung eines Räthsels, endlich gefunden hat, so begreift man hinterher manchmal kaum, wie man so lange vergeblich darnach suchen konnte. So ging es manchen rechtschaffnen Leuten mit den Herschelschen Mondmenschen-Schilderungen! So geht es mir jetzt mit dem Nicolaischen Buche! Ich kann jetzt kaum begreifen, wie ich so lange den leichten Scherz für schweren Ernst, und die treffendste Satyre für — Gott weiß welche, steifbeinige Thorheit hielt! Mein einziger Trost ist der, daß es, so viel ich weiß, bis jetzt der ganzen Lesewelt eben so ging. Ich müßte mich todt schämen, wenn ich der einzige Angeführte wäre, und nicht die sämmtlichen bisherigen Leser des Nicolaischen Werkes zu Kollegen hätte.

Aber auf eine so täuschende Weise hat auch wohl noch nie ein Schriftsteller die Maske eines

ganz absonderlichen Reisenden zu malen verstanden, als Hr. Nicolai, sich selbst zu schildern, die lustige Laune gehabt hat. Noch nie hat ein humoristischer Autor dem Anscheine nach schonungloser, aber eben deshalb genialer und lustiger, mit sich selbst gespaßt, als er. Alles das närrische Zeug, was er seiner Person anzudichten, den kecken Muth hat, ist mit einer Ernsthaftigkeit vorgetragen, daß man darauf schwören sollte, H. G. Nicolai sey wirklich und in Wahrheit ein so bejammernswerther, auszulachender Reisender, wie das Buch ihn — oder vielmehr, wie er sich selbst in dem Buche — schildert. Alles ist, wie aus dem Leben gegriffen! Alles sieht aus, wie die allerprosaischste, wahrste Natur, und ist doch die poetischste, täuschendste Kunst! Bei einem oberflächlichen Anblick könnte der Held fast als unbedeutend erscheinen; aber die Malerei dieser anscheinenden Unbedeutendheit ist so meisterhaft, daß man bei der trefflichen Ausführung die anscheinende Dürftigkeit der Haupt-Umrißlinien ganz vergißt. Und je länger und näher man hinschaut, ein desto reichhaltigeres Bild erblickt man da, denn es ist kaum aufzuzählen, was für eine Menge von lächerlichen Eigenthümlichkeiten der Verfasser sich selbst, als dem Helden seines Buchs, angedichtet oder aufgepackt hat; und der Meistergriff, daß der Verfasser seinen

Helden immer in der ersten Person sprechen, und mit einer Naivetät ohne Gleichen alle seine Unbeholfenheiten, Albernheiten und lächerlichen Nothstände erzählen läßt, bringt eine so höchst komische Wirkung hervor, wie sie durchaus nicht zu erreichen gewesen wäre, wenn Alles in der dritten Person erzählt würde.

Man könnte fast glauben, der Verfasser habe bei seinem Buche vorzüglich die Engländer im Auge gehabt, und habe die Art, wie Viele von ihnen ihr Reise-Pensum abhaspeln, verspotten wollen. Viele Züge, die er seinem Helden andichtet, sehen auch aus, wie echte, thörichte Engländerei, z. B. sein Geldwegwerfen auf der einen, und sein Knickern auf der andern Seite — seine hochfahrige Grobheit gegen den Cicerone in Rom — sein Nichtbeachten und linker Hand Liegenlassen der interessantesten Gegenstände, um nur möglichst schnell abzukommen, unbekümmert um vielfach eingebüßte Belehrung und geschmählerten Genuß. — Allein Vieles charakterisirt wieder ganz und gar einen deutschen Reisenden: z. B. die wunderschöne Tirade von der holden, mütterlichen Frau, Germania, mit dem freundlichen, farbigen Hause und der grünen Flur — überhaupt die vielen Lobpreisungen Deutschlands auf Kosten Italiens — die Freude beim Anblick von vaterländischen Kiefern u. dergl. m. Die einzig richtige Ansicht

möchte wohl die seyn, daß es im Allgemeinen das Thema des Verfassers war, in einem üppig ausgestatteten Spottbilde einen Reisehelden darzustellen, der überhaupt zu nichts weniger, als zum Reisen Genie hat, und namentlich zu einer Reise nach Italien, nicht besser, als Der und Jener, (der nichts weniger als musikalisch ist) zum Lautenschlagen paßt.

Mit dem vollsten Recht ist dieses Spottbild ein üppig ausgestattetes zu nennen, denn es sind ihm eine solche Menge von Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufgehalst, daß es mir schwer werden möchte, sie alle zur Sprache zu bringen. Nur auf einige Andeutungen kann ich mich hier einlassen. Eitelkeit und Ruhmredigkeit — anmaßende Klugthuerei, dicht neben den Blößen der Unwissenheit — vorlautes, fast immer schiefes Urtheil — Unbeholfenheit und Mangel an richtiger Haltung und an Takt allerlei Art — Geld wegwerfen und sparen wollen am unrechten Orte — Großsprecherei und Poltronnerie — zum Ersatz eines gesunden Kunstgeschmackes, eine überall laut werdende Zungen- und Gaumen-Schmecklust — dazu dann überhaupt eine krankhafte Ueberreizung der Sinne — eine unbegrenzte, milzsüchtige Tadelsucht — ein ewiges, kindisches Lamentiren über unvermeidliche Unannehmlichkeiten — diese und noch viele andre, mehr oder weniger pikante Züge stellen

sich an dem Bilde dieses Reisehelden auf die mannichfaltigste Weise heraus. — Ist man nun in der irrigen Meinung noch befangen, daß das Alles ernstlich gemeint sey von dem Verfasser: so wird — je eifriger man liest — das Bild des Helden immer thörichter, ja widriger erscheinen. In seiner Hand nun noch die Schriftsteller-Feder, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Italien auf das Schonungsloseste und zum Theil Ungerechteste herabzusetzen — wie kann es anders seyn, als daß Jeder, der Italien besser kennt und es liebgewonnen hat, sich mit Unwillen von dem Buche wendet? — Aber wie gänzlich anders gestaltet sich das Alles, sobald man weiß, daß es damit nur auf eine scherzhafte Mystification der Lesewelt abgesehen ist! Worüber man vorher unwillig war, sich wohl gar ärgerte, darüber muß man nun lachen. Die albernste Aeußerung, über die man vorher die Achseln zuckte, erscheint nun als ein hübscher Witz. Und was vorher einer Dummheit so ähnlich, wie ein Ei dem andern, war, das ist nun, im rechten Lichte besehn, eine Schelmerei, die nur Zeugniß von der ironischen Laune des Verfassers giebt.

Da z. B. das Buch eigentlich den Titel haben sollte: Ueber die Flöhe und noch andre Unannehmlichkeiten Italiens: so ist der unpas-

sende Titel: Italien wie es wirklich ist gleich eine recht spashafte Einleitung zu den nachfolgenden, köstlichen Erläuterungen, daß der eine getäuschte Reisende aus Schaam und Prahlerei, der andre aus Bosheit in seinen Berichten über Italien die Wahrheit verschweige, damit es nicht an Nachfolgern fehle, welche ebenfalls ihr Reisegeld wegwerfen, wie ihre Vorgänger es gethan.

— Ein glücklicher Einfall war es auch, der zweiten Auflage des Werks ein lithographirtes Brustbild beizufügen, das zwar ohne Namensunterschrift ist, das aber wohl für ein Portrait des Helden und Verfassers des Buchs gelten kann und soll. Zu einem solchen Buche gehört ein Portrait. Auch Ysop Lafleurs Bildniß ist neben den Titel seines Werks gestellt, und zwar an der Feder kauend, während Puderbeutel und Schuhbürste, als seine eigentlichen Attribute, einstweilen an den Nagel gehängt sind. Diese Beiwerke durften bei seinem Portrait so wenig fehlen, als das Stutzbärtchen bei dem, welches dem Nicolaischen Werke als Schmuck beigegeben ist, und welches so fein ironisch gleich auf die Eitelkeit vorbereitet, die der Verfasser mit gutem Bedacht seinem Helden angedichtet hat, indem er ihn so thun läßt, als ob er förmlich an der fixen Idee leide, daß er an Geist und Gemüth ganz be-

sonders glücklich begabt sey Es bildet eine herrliche, komische Grundlage des Buchs, daß der Held gleich auf der ersten Seite desselben versichert, er sey „mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl ausgestattet.” — Nachträgliche Andeutungen und bestimmte Erklärungen, daß er gebildet, daß er gefühlvoll sey, sich im Besitz eines edlen Gemüths befinde, überhaupt zu den Edleren gehöre, und als fühlender Mensch empfinde, stehen in schöner Uebereinstimmung mit jener ersten Versichrung, und werden durch die dazwischen laufenden Züge von angedichtetem Mangel an Bildung und an richtigem Gefühl für das wahrhaft Schöne, so wie von unfeinem, grobem, ja rohem Benehmen (z. B. öfter gegen den Cicerone in Rom) noch mehr gehoben. So stellt Eins das Andre erst in das rechte Licht, und gegenseitig hilft Eins das Andre noch komischer machen.

Die Zänkereien mit Postmeistern, Postillonen, Paß- und Steuer-Officianten, nebst den daraus entstehenden Straßen-Scandälen, bilden Scenen, die man mit Glück die Theaterpossen einflicken könnte; und die eignen Berichte des Helden über den dabei gehabten Aerger, über seine an das Volk gerichte-

ten, pathetischen Reden, und die aus solcher Saat entstehende Erndte von Verspottung und Hohngelächter, sind von einer Naivetät und innern pathetischen Komik, daß sie den besten, hochtrabendsten Berichten Don Quixote's über erhaltene Prügel an die Seite gesetzt werden können.

D.

Wohl wissend, daß auf dunkelm Grunde das Helle am wirkungsvollsten hervortritt, daß selbst die Strahlen des Edelsteins lebhafter blitzen, wenn ihm eine schwarze Fläche zur Folie dient, hat der Verfasser bei der Gestaltung seines Reise-Romans sich des vielfachsten Jammers und der ärgsten, immer wiederkehrenden Plagen, als trefflicher künstlerischer Hebel zur Hervorbringung und Erhöhung des Komischen bedient. Nicht allein das Erhabene, wie Napoleon sagte, sondern auch das Desperate oder das Desperat-seyn — besonders wenn man sich damit ohne Noth, oder um Lumpereien willen, in Unkosten setzt — grenzt an das Lächerliche. Und aus mehr oder minder starker Desperation kommt unser Held oft bei Tag und bei Nacht nicht heraus. — Um dies auf naturgemäße, physiologisch- und psy-

chologisch-richtige Weise zu bewerkstelligen, stellt der Verfasser ihn nicht nur mit fast krankhaften Sinnenwerkzeugen, namentlich höchst überreizten Gehör-, Geschmack- und Geruchs-Nerven, bei einem ziemlich stumpfen Augenlicht, einer sehr leicht überlaufenden Galle, und einer überwiegenden Neigung zu voreiligen, unreifen Urtheilen und argen Uebertreibungen, vor den Leser hin. Da vergeht dann kein Tag, an welchem der unglückliche Reiseheld nicht irgend einen Zank, eine Verhöhnung von Bettelvolk, oder andern Verdruß, zu bestehen hat. Fast bei Allem, was er in Italien sieht, läßt der lustig-unbarmherzige Verfasser ihn über bittre Enttäuschungen klagen, indem er das Gesehene entweder nicht zu würdigen versteht, aus Ungeschmack und Mangel an Kenntniß, oder es, in Folge mitgebrachter, falscher Vorstellungen, aus ganz falschem Gesichtspunkte betrachtet. Und denkt der arme Enttäuschte, sich von seinem Geist- und Gemüths-Jammer bei einem Frühstück, oder an einer guten Mittag- oder Abend-Mahlzeit zu erholen: so geht, in der Regel, ein neuer, noch ärgerer Jammer los, denn er bekommt gewöhnlich ganz abscheuliche Speisen, mitunter wahre Hottentottenkost, nebst ungenießbarem Wein vorgesetzt! —

Und hätte der Unglückliche auch manchmal etwas Appetitlicheres zu verzehren: so kann er — ein halber Tantalus — vor Aerger über Douanier's oder Paß-Noth, nicht essen, (ein Unglück, das mir nicht ein einziges Mal begegnet ist) — und er muß sich manchmal hungrig ins Bette legen! — Doch auch da kein Trost! Vielmehr nur neue, verstärkte Plage und Qual! Die Wulst, auf die er sein Haupt legen muß, verursacht ihm Schmerzen, indem ihm darauf das Genick abstirbt! Und die Flöhe — groß, wie die Wanzen — die ihn schon am Tage geplagt haben, fallen nun in Legionen — und, wie es scheint, für das Papstthum anticipando Parthei nehmend, und ganz vorzüglich gierig nach ketzerischem Berliner Blute — über den armen Reise-Märtyrer her, und zerbeißen und zerquälen ihn dermaßen, daß er, nach schlafloser Nacht, ermatteter, als er sich niedergelegt, wieder aufsteht!

Diese immer erneute, mit wenigen Variationen wiederkehrende Noth erinnert mich an einen unglücklichen Ziegenbock, den sich ein Professor der Chirurgie auf einer berühmten Universität gekauft, uud, zur Belehrung seiner Zuhörer, dazu verurtheilt hatte, in gehörigen Intervallen, alle möglichen chirurgischen Operationen an sich machen zu lassen, und dem er daher einen Beinknochen nach dem

andern, eine Rippe nach der andern zerbrach, und durch umgelegte Schienen und Bandagen heilte, und sonst noch die verschiedensten Schnitte in Brust und Leib machte, um sie kunstmäßig wieder zu flicken. Wie dieses unglückliche Thier zum Märtyrer für die Wissenschaft bestimmt war, so der arme Teufel von Reise-Helden in dem Nicolaischen Buche zum tragi-komischen Märtyrer für die Unterhaltung der deutschen Lesewelt! Und wie, nach Ordre des humoristischen Verfassers, ein trauriges Verhängniß nach dem andern seinen geplagten Helden verfolgt, so stimmt dieser, durch alle Mollaccorde einer lamentablen Tonleiter, ein Klagelied nach dem andern an, und wird eben dadurch für den Hellsehenden (wie ich jetzt einer bin) eine höchst komische Person.

Eine besondere, tragi-komische Episode läßt der Verfasser noch dadurch herbeiführen, daß der Reiseheld sich in den Kopf gesetzt hat, einen Weg nach Mailand einzuschlagen, wo man nicht fahren kann, daß er mißtrauisch den Belehrungen hierüber, so wenig als über die Nothwendigkeit, zum Eintritt in das sardinische Gebiet mit Paßunterschriften eines sardinischen Gesandten versehen seyn zu müssen, Glauben beimessen will. Dafür muß er hernach gar

sehr in Sarzana durch Aerger-, Zeit- und Geld-Verlust büßen! —

Aber all dies endlose, lächerliche Weh, wovon der Held des Buchs heimgesucht wird, genügte der Laune des Verfassers bei weitem noch nicht. Er läßt ihn, in Wort und That, noch eine Menge, zum Theil höchst fein erdachter, Lächerlichkeiten begehn. — Seine Demonstrationen, daß es mit der italienischen Sonne nicht weit her — daß das Klima in Italien nicht besser, als in Deutschland — daß Neapel ein Schmuznest, Genua und seine Lage aber viel schöner, als die von Neapel und Constantinopel (das er aus einem Panorama kennt) — daß in dem Golf von Genua eine unaufhörliche, schäumende Wellenbewegung statt finde, das Wasser des Golfs von Neapel aber immer still sey — daß es mit den meisten Ruinen Italiens nur Windbeutelei oder Betrügerei — daß es nichts mit Pästum, nichts mit Capri, nichts mit Ischia — daß Sicilien ein noch viel abscheulicheres Land, als Italien sey — daß die Aussicht aus den Fenstern des Gasthofs zum Schwert in Zürich ihn zu dem Ausruf begeistert: „Weit bleibt Neapel, selbst Genuas Umgebung hinter den Wundern dieser Gegend zurück!" — daß der Boden Italiens nur braun, und daß es als Landschaft nicht malerisch-schön er-

scheine — und daß es dem Auge, ob ein Orangenbaum und eine Aloe-Pflanze im Freien, oder im Kübel stehe, gleichgiltig sey — und noch viel mehr solcher Art — — jede dieser Behauptungen ist eine Verkehrtheit, über die ein Hellsehender, der Italien mit gesunden Augen betrachtet hat, nur lachen muß. — Dazu nun noch die fortwährende, schmerzliche, doch freilich vergebliche, Sehnsucht nach abgeputzten Häusern, ganz vorzüglich aber nach rothen Dächern, die er selbst in Florenz, Tivoli, Genua mit Bedauern vermißt — eine Sehnsucht, die allein schon ihn als den lächerlichsten und verwahrlosesten Richter in Allem, was unter die Rubrik malerischer Schönheit oder Nichtschönheit gehört, aufs Ergötzlichste charakterisirt. Selbst wenn man ohne meine Hellseherei dies ganz originelle Lamento liest, wird man dadurch, wie durch den albern-komischsten Theaterschwätzer, in eine lustige Laune versetzt! Diese Liebhaberei des Helden ist einer der glücklichsten Einfälle des Verfassers. — Ein fast eben so lächerliches Seitenstück hiezu ist die immer und immer wieder durch das Buch hinstöhnende Beschwerde des Helden, daß in Italien, wenn die Fenster geöffnet sind, kein Fensterkreuz zu sehen ist. Dieser Mangel gehört zu seinen entschiedensten, fast krankhaften Antipathieen; und da

er auf der Reise fast überall die Fenster nach innen geöffnet findet, und also immer in einen ununterbrochenen dunkeln Raum blickt: so giebt auch dies Gelegenheit zu ewigen, lächerlichen Klagen. —

Wenn der Verfasser ihn spashaft werden läßt, nimmt sein Spott über Italien sich besonders possierlich aus. Z. B. wenn er vom Besuch einer Kirche in Mailand berichtet: „Rings um mich lagen die jungen Mailänderinnen auf den Knieen; allein mit keiner hätte ich einen Roman anknüpfen mögen." Schon diese Stelle ist in ihrer Art vortrefflich; allein das Beste kommt doch noch in dem Zusatze: „Welch ein nüchternes, von aller Romantik entblößtes Land ist dies Italien!" — Dieser letzte Satz ist doch ein wahres Meisterstück, ein non plus ultra von genial ausgedachter Albernheit.

E.

Auch mehrere hübsche Züge lächerlicher Poltronnerei ließ der Verfasser nicht fehlen, zur komischen Vervollständigung eines solchen Reisehelden. Daß er an die Möglichkeit eines Räuberanfalls auf manchen Landstraßen Italiens denkt, ist ihm keinesweges als eine Hasenherzigkeit anzurechnen; allein

lächerlich ist es, wenn er zu Itri ruhig im Hause sitzenden Männern, denen er nichts Böses nachzusagen weiß, als daß sie eine gebräunte Haut, schwarzes Haar, blitzende Augen und weiße Zähne haben, Schuld giebt, daß sie ihn mit habsüchtigen, verlangenden Blicken betrachtet, und er ihnen ansieht, daß sie „manchen Räuberzug überstanden haben mußten.“ Zwischen Fondi und Itri sieht er einen einzelnen, im Schatten einer Mauertrümmer am Wege liegenden Kerl, mit einer Flinte, ebenfalls für einen Räuber an, und meint, wenn nicht glücklicher Weise mehrere Ochsenkarren vor ihnen gewesen wären, hätten sie gewiß einen Räuberanfall erlebt. Vier Männer (den Postillon mitgerechnet) von einem Kerl! — Auf dem Rückwege von Rom erblickte er auch plötzlich am Wege vier bewaffnete Kerle, die er für Räuber hielt; allein die Postillone belehrten ihn, daß es Soldaten seyen, die den Weg bewachten. Und so kommt er also abermals mit dem bloßen Schreck davon. — Doch selbst in der Durchfahrt durch den Felsen des Posilipp bei Neapel, wo der Fußgänger, wie er meint, einem gedungenen Meuchelmörder nicht entgehen könnte, wird ihm, umgeben von Ochsenkarren, einer Schaafheerde und einer Menge von Gesindel, selbst im Wagen unheimlich zu Muthe!

Und auf dem alten, großen Schlackenfelde des sonstigen Kraters des Vesuvs ist er von diesem wüsten Anblick so ergriffen, daß er meint, der *kühnste Mann zittre*, wenn er seinen Fuß auf „diese grausigen Denkmäler *allgemeiner* Naturkräfte setze." Daß *er* als der tragisch-komische Held des Buchs, so thun muß, als ob er hier gezittert habe, muß *mir* um so komischer erscheinen, da nicht einmal meine Reisegefährtin, die doch durchaus nicht auf den Titel eines kühnsten Mannes Anspruch machte, auf jener Stelle zitterte, sondern mir sogar bis zum obersten Rande des neuen Kraters *voranging*. Sehr treffend wird die innere Unruhe des Reisehelden auch dadurch angedeutet, daß er den neuen, aus dem alten Schlackenfelde hervorragenden Aschenkegel — den Schornstein des tiefen Feuerheerdes — in der ihm angedichteten Angst *mehrere* hundert Fuß hoch schätzt, was eine ganz gewaltige Uebertreibung ist.

Daß mit der Poltronnerie eine große Anmaßung, und mit der Unwissenheit auch die Klugthuerei Hand in Hand gehen könne, davon läßt der Verfasser seinen Helden ebenfalls manchen ergötzlichen Beweis geben. Hieher gehören z. B. die Sentenzen, daß nur ein schmutziger Cyniker sich in Italien gefallen, daß ein edles Gemüth es nicht schön

finden könne, und daß man eine Eselshaut haben müsse, um sich Italiens zu freuen — ferner die Erklärung, daß nach italienischem Maßstabe alle Häuser Berlins und Wiens, ohne Ausnahme, Paläste seyen, und daß es mit der wissenschaftlichen Literatur der Italiener jetzt nur Charlatanerie sey, desgleichen die Taxe der Volkszahl von Neapel nach oberflächlichem Ueberblick der Menschenmenge in einigen Straßen, so wie die herrliche, mehr als schülerhafte Erklärung der kurzen Dämmerung in Italien, und der architectonisch-ästhetische Ausspruch, daß das Pantheon in Rom einen trübseligen Anblick gewähre, und daß es nicht einen Eingang mit einer Säulenhalle, sondern symmetrisch zwei oder auch vier haben sollte (wobei man dann, vor lauter Eingangshallen, von der ganzen Rotunde fast nichts mehr sehen würde), und noch viele andere Bemerkungen und Tadeleien von ähnlichem Schrot und Korn.

Doch fast, als ob ein Peter in einem Kotzebueschen Lustspiele Weisheit auskramen wollte, klingt es, wenn der schelmische Verfasser seinen so weise thuenden Reisehelden sagen läßt, die gerühmte, außerordentliche Vegetation Italiens bestehe wohl nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen — es sey gewiß und wahrhaftig

nur der Reiz des Fremdartigen, was die italienischen Gegenden verschönere — die Kuppel der Peterskirche imponire nicht so durch ihre Größe, wie es der Fall seyn würde, wenn sie schlank und pyramidenartig sich in die Luft erhöbe — und der Markusplatz von Venedig gleiche, wenn man mit dem Rücken gegen die Kirche stehe, eigentlich nur einem alten, rauchrigen, großen Schloßhofe! — In diesen vier Orakelsprüchen ist fast jedes Wort seinen Dukaten werth, denn wie manchen Dukaten gäbe wohl mancher Witzbold, mancher Spasvogel von Profession, und mancher theatralische Possenreißer darum, wenn ihm, so oft er es wünschte, solche köstliche Einfälle zu Gebote ständen! Betrachte der Leser diese Witzperlen nur mit einiger Aufmerksamkeit! Welche originelle Blödsichtigkeit und welcher konfuse Blick auf die Productionskraft der Natur ist in der Bemerkung über die Vegetation Italiens affektirt! — Wie genial ist die alte, unumstößliche Wahrheit, daß der Anblick des Fremdartigen den Gegenständen auf Reisen einen Hauptreiz gebe, zur Herabsetzung Italiens in Anwendung gebracht! — Der Einfall mit der pyramidalisch verlängerten Peterskuppel (wodurch sie gänzlich aufhörte, eine Kuppel und das architectonische Meisterstück zu seyn, was sie ist,

und was sie hat seyn sollen) wiegt ganze Dutzende genialer Abderitenwitze anderer satyrischer Schriftsteller auf — und so auch die Idee: um den Marcusplatz von Venedig zu beschauen und zu würdigen, sich mit dem Rücken an die Kirche zu stellen und auf diese Weise weder sie, noch den nebenstehenden Dogenpalast (was eben die nischen Hauptherrlichkeiten sind) zu sehen, ist wahrlich nicht minder sublim! — Schon um dieser erzschalkhaften Orakelsprüche willen, kann ich es nicht dankbar genug preisen, daß ich endlich zur Hellseherei in dem Nicolaischen Buche gelangt bin! Worüber ich früher, als über die ärgsten Absurditäten, spottend schalt, darüber bin ich jetzt, als über die genialsten Witze, entzückt! — Was ist es doch für eine herrliche Sache um solch ein ausgezeichnetes, schriftstellerisches Genie, wie der Verfasser in diesem überreichen Quodlibet von närrischem Zeuge aller Art beurkundet!

Daß ein Reiseheld, der mit solchem Geiste von seinem genialen Verfasser ausstaffirt ist, in Rom nach „himmelanstrebenden Thürmen, wie sie die gothische und alte deutsche Baukunst in unserm Vaterlande geschaffen", und erst in Venedig und dann auch in Neapel nach einer Menge goldstrahlender Kuppeln, und auf den Straßen Neapels nach den Theater-Costüms umschaut, die er in der

Stummen von Portici gesehen hat — daß er sich weder um die Wasserfälle von Aquapendente, noch von Terni bekümmert — daß er nach Genua nur nothgedrungen, ganz gegen seinen Plan, reist, und es dann hoch über Neapel stellt — daß er in Rom den Moses von Michel Angelo in der Kirche S. Vincoli unbeachtet läßt — daß er über Antiken-Werth und Unwerth, wer weiß wie weise-thuend, schwatzt, und, nachdem er die Antiken-Sammlungen in Florenz und auf dem Kapitol in Rom gesehn, den Ausspruch thut, auch hier habe er sich in seiner Erwartung betrogen gefunden — und daß er in seiner zwei Bände starken Reisebeschreibung in der er so viel zehn- und zwanzigmal, Gedrucktes mit der Miene des wohlunterrichteten Belehrens abschreibt, vor allen Trübsalberichten über Päße-, Douanen-, Pferde-, Bettler-, Speise- und Floh-Noth, für den berühmtesten und bewundertsten Künstler unserer Zeit, den trefflichen Thorwaldsen und seine reichen Atteliers, nur fünf Zeilen und eine halbe hat erübrigen können — dies Alles sind zwar nur kleine, aber keck hingeworfene, höchst charakteristische Pinselstriche, die, jeder auf seine Weise, zur Vervollständigung des originellen, reich ausgestatteten Bildes beitragen.

F.

Noch zuletzt, ehe der gestrenge Ritter und Richter das tiefherabgesetzte Land verläßt, macht der Verfasser sich und der Lesewelt auch den Spas, ihn in die plumpsten Uebertreibungen und Widersprüche sich verwickeln zu lassen. Er hat Neapel ein Schmutznest gescholten, und rühmt dagegen von Genua, es bestehe aus breiten, herrlichen Straßen und prächtigen Marmorpalästen. Breite und schöne Straßen hat es indessen äußerst wenige, und diese sind nicht mit der Riviera di Chiaja und mit der Straße Toledo in Neapel zu vergleichen; und den wenigsten Marmorpalästen sieht man es an, daß sie von Marmor sind, wegen ihrer altergrauen Farbe, wie es mit den venetianischen der Fall ist. Daß mehrere Häuser in Genua bemalt sind, besticht den Reisehelden. Sonst würde er es wohl scharf gerügt haben, daß man in sehr viele Straßen Genua's gar nicht mit einem Wagen kommen kann, theils weil sie viel zu eng, theils weil sie auf so unebnem Boden sind, daß sie mit Treppen nach den Nachbarstraßen ausmünden. Selbst zu einem der angesehensten Banquiers konnten wir nicht fahren, weil er in einer solchen Straße wohnte! Auch sieht man einer Menge von Marmorhäusern fast so wenig, wie in Venedig, es an, aus welchem schönen Material

sie gebaut sind, weil es, hier wie dort, im Laufe der Zeit dunkelgrau geworden ist. Also lauter schelmisch-ironische Aeußerungen. —

Um nun aber, in spashafter Inconsequenz, das enthusiastische, verhältnißmäßig ganz übertriebene Lob, was der launische, durch bemalte Häuser, grüne Jalousieen und ein lucullisches Mahl bestochne Reisebeschreiber Genua ertheilt, — es soll nämlich schöner seyn, als es die Phantasie zu ersinnen vermag — nicht dem so tief herabgesetzten Italien zu Gute kommen zu lassen, erklärt er, wie er es grade braucht, daß Genua gar nicht zu Italien gerechnet werden sollte, indem es nicht zu dem Stiefel der Landkarte gehöre. Hienach müßte nun Alles, was nördlicher, nach den Alpen hin liegt, noch weniger zu Italien gehören und italienischen Charakter an sich tragen, als Genua. Das hindert den genialen Reisebeschreiber indessen nicht, in Novi wieder auf italienisches Wesen zu schelten, und von den Genusern, welche dort die Herbstzeit zubringen, zu sagen, daß sie für die entzückende Gegend von Genua keinen Sinn haben müßten, was „ächt italienisch" sey. Also Genua ist nicht italienisch, aber die Genueser sind es! Und in seinem Unmuth über Flöhe und Straßenlärm, wodurch er zu Novi im Schlafe gestört worden ist,

ruft er aus: „Ja, wir sind noch in Italien! Es ist nicht zu bezweifeln!" — Weiterhin, den Weg nach Pavia verfolgend, geben Landleute, die in ihrer Sonntagskleidung zur Kirche gehen, zu dem Ausruf Veranlassung: „Es war hier so durchaus gar nicht italienisch, und wahrlich darum so sehr hübsch!" — Da er sich hier von dem Stiefel der Landkarte noch weiter entfernt hatte: so paßte dies zu der Bemerkung bei Genua. Aber noch nördlicher, beim Abfordern der Pässe in Mailand, spricht er wieder von „habgierigen Italienern", und findet auch hier das Enge, Krumme, Rußige und Finstere aller andern italienischen Städte. Nur in dem Spazierengehen der Frauen vor's Thor erkennt er schon deutsche Sitte. Bald darauf sagt er jedoch, daß Mailand in dem vergötterten Italien liege; und als in einer Kirche die knieenden jungen Mailänderinnen ihm nicht reizend genug erscheinen, um mit ihnen einen Roman anzuknüpfen, bricht er in den, nicht genug zu lobenden, und, zum Auswendiglernen, hier dem Leser noch bestens empfohlnen Ausruf aus: „Welch ein nüchternes, von aller Romantik entblößtes Land ist dies Italien!" — Die Schönheit des Lago maggiore erklärt er dann durch die kühne Bemerkung: „Der Lago maggiore und seine Umgegend liegt

ganz nahe an Deutschland, welches unendlich viel schöner ist, als Italien." Hierauf wird Isola bella schon aus der Ferne mit lautem Freudengeschrei begrüßt. — Bei dem nachherigen Besuch rühmt er es in mancher Beziehung übertrieben (denn die veraltete, architectonische Pracht, die man dort findet, ist ziemlich geschmacklos). Dann aber, als er nach einem Wirthshause fragt, wird ihm „eine ekelhafte Spelunke" gezeigt, in die er nicht einzutreten wagt, der er aber dennoch, gleich von außen ansieht, daß sie von Flöhen wimmelt (welche hier also mindestens von der Größe der Ratten und Mäuse gewesen seyn müssen), worüber er dann ausruft: „Wir hatten eben vergessen, daß wir noch in Italien waren; allein jetzt konnten wir freilich nicht mehr daran zweifeln." — Also auch hier, so weit schon nördlich gelangt, und dem Stiefel der Landkarte mehrere Tagereisen hinter sich, erklärt er, noch in Italien zu seyn, was nicht einmal bis Genua hinauf reichen sollte!! —

So belustigend mir auch diese Uebertreibungen und Widersprüche jetzt erscheinen: so kann ich, trotz meiner Hellseherei, die tiefere Bedeutuug, die hier und da ihnen zum Grunde liegt, doch nicht völlig ergründen. Die übertriebene Lobpreisung Genua's, wo ein lucullisches Mahl ihn erquickt, ist

wahrscheinlich eine Satyre auf irgend einen Reisebeschreiber, den ein ausgezeichneter Tafelgenuß verführte, das ganze gastliche Haus, in dem ihm der Gaumen gekitzelt wurde, über die Maßen schön zu finden und zu preisen. Und das inconsequente, immer mit sich selbst in Widerspruch stehende Hin- undherstolpern der Phantasie zwischen schönen Träumen von Deutschland und Schnüffeln nach italienischer Widerwärtigkeit, hat gewiß auch ihr bestimmtes, satyrisches Ziel. Nur kann ich, so viel ich auch hin und her rathe, nicht mit Sicherheit sagen, welches.

Bei andern lächerlichen Aeußerungen und vorkommenden Uebertreibungen hingegen ist das Ziel keinen Augenblick zu verkennen, sobald man ein Hellsehender geworden ist. Wenn er z. B. sagt, daß das Halbdunkel im Dom zu Florenz, welches durch den trüben Himmel und die farbigen Fensterscheiben bewirkt sey, es ihm begreiflich gemacht habe, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Protestantismus zur katholischen Kirche überzugehen vermochten: so wird mit dieser thöricht aussehenden Stelle höchst treffend die neblige Schwindelei gewisser Ueberläufer zum Katholicismus verspottet. — Wenn er die italienischen Flöhe so groß wie Wanzen beschreibt, so bespöttelt er hiemit gewiß den und jenen prahlerischen Jäger, der, von der Ha-

senjagd heimkehrend, von Wölfen und Bären erzählt, mit denen er gekämpft haben will; und wenn er klagt, der Staub oder der Koth sey fußhoch, der Braten nicht zu beißen und der Wein saure Jauche gewesen: so ist das nichts, als eine ironische Nachäffung der Rhetorik am Kaffetische krähwinkelscher Gevatterinnen, die einander die Noth mit ihren Mägden klagen, und wo die Eine schwört, der Staub von gestern habe heute Mittag noch handhoch auf ihrer Kommode gelegen, und die Andere, um nicht zurück zu bleiben, ebenfalls schwört, daß ihr letzter Sonntagsbraten ganz und gar zu Kohle gebrannt, und hernach der Kaffee nichts als das klarste Wasser gewesen sey. — Auch in diesen kleinen Zügen zeigt es sich unwidersprechlich, wie fein der Verfasser zu beobachten und aufzufassen versteht, und mit welch einer besonderen, talentvollen Hinneigung zu krähwinkelscher Gefühlsweise und Rhetorik er ausgestattet ist. — Wäre er ein Schauspieler: er würde vor Beifallklatschen oft stundenlang nicht zum Worte kommen können, und man würde ihn so überoft hinter einander rufen, daß er nicht nur endlich stocktaub, sondern auch von allen dankenden Bücklingen permanent krumm werden müßte.

G.

Was für eine Menge der reichsten Erzstufen könnte ich noch aus den Gold- und Silber-Minen des Nicolaischen Werkes zu Tage fördern! Was für eine höchst ergötzliche Blumenlese von satyrischen Albernheiten der verschiedensten Art ließe sich aus diesem originell-spashaften Buche zusammenstellen! Aber wollte man sie vollständig machen: so müßte man es fast ganz und gar abschreiben, und da könnte der Verleger einen Proceß wegen Nachdruckerei an den Hals geworfen bekommen! Es mag also mit den obigen Proben genug seyn. —

Ich denke, ich habe in diesem Anhange, als ein bekehrter Paulus, reichlich wieder gut gemacht, was ich, als ein heidnischer Saulus und Verfolger dieses merkwürdigsten Schriftstellers unserer Zeit, gesündigt habe. Deutschland wird nun erkennen, was es an ihm für eine enorme literarische Notabilität hat. Wer könnte es dem Verfasser also verdenken, wenn er sein Werk in eine Reihe mit Reinecke Fuchs, Gilblas, Don Quixote und Tyll Eulenspiegel stellte?

Der Preis von vier Thalern für das Nicolaische Werk alterirte mich freilich anfangs ein wenig, bald indessen recolligirte ich mich, und sagte mir, daß man ein solches Werk auch mit dem

höchsten Preise nicht zu theuer bezahle. Und so ließ ich ihm dann auch noch ein möglichst buntes, mit allen Regenbogenfarben ausgestattetes Röckchen vom Buchbinder machen, wie ich schon mehr als ein Exemplar des vortrefflichen Buchs: „Klingfort von Keudel. Halle, Hendel, 1803" habe binden lassen — mit einem Worte, so bunt, wie Hr. Nicolai alle Häuser in Italien hätte angestrichen sehen mögen, und wie sein Werk verdient, in allen Sammlungen von Curiosis zu prangen. Diesen sey es hiemit bestens empfohlen!

Schluß=Cadençe.

Nachdem das Vorstehende bis zur letzten Seite in der Druckerei schon fast beendet war, griff ich noch einmal nach Hrn. Nicolai's Buche, um doch auch die, am Schlusse des zweiten Bandes der zweiten Auflage angefügten, ungünstigen und günstigen Recensionen des Werks jetzt vollständig kennen zu lernen.

Welch eine neue Belustigung ist mir hieraus erblüht! Die sämmtlichen Recensenten sind nämlich ohne allen Argwohn in die mystificirende Falle des Verfassers gegangen, haben den humoristischen Scherz seines Buchs für baare Münze genommen, und in dieser irrigen Befangengenheit ihn theils bespöttelt, theils gepriesen!*)

---

*) Ich wundere mich, daß keiner der Berliner Recensenten Herrn Nicolai, da er altergraue Bauwerke,

Hat aber mich, den Hellsehenden, dies schon belustigt: welchen unendlich größeren Spas muß es dem schelmischen Verfasser gemacht haben, seine Fopperei des Publikums so vollständig geglückt zu sehn!

Die gute Laune, in die er auf's Neue hiedurch versetzt ist, thut sich nun in mehreren hundert Noten kund, die er den abgedruckten Recensionen — besonders den tadelnden — angehängt hat. Jeder Recensent erhält in diesen Noten eine größere oder kleinere Schnur von Vexir-Perlen an den Hals geworfen, die zum Theil von ganz vorzüglichem Wasser sind.

---

wenn sie sonst auch noch so imposant sind, nicht leiden mag, gefragt hat; was er zu dem altergrauen, großen königl. Schlosse in Berlin sage? — — Wäre Hr. **Dl Sperante** auf seiner Reise bis Berlin gekommen: so würde er (um Hrn. Nicolai's Urtheil über den Markusplatz zu erwiedern) gewiß gesagt haben; wenn man sich mit dem Rücken an das königl. Schloß stelle: so sehe der Schloßplatz gar nicht wie ein Schloßplatz aus, sondern nur wie ein, blos von zwei Seiten bebauter, viereckiger, unbedeutender Marktplatz. — Aber Hr. **Dl Sperante** hätte Hrn. Nicolai hiedurch doch bei weitem noch nicht erreicht.

Der bloße, gesunde Menschenverstand, (der sich aber zu meiner Hellseherei ungefähr wie die Vernunft der Rationalisten zum Offenbarungsglauben verhält) — namentlich der gesunde Menschenverstand der Gegner des Hrn. Nicolai wird sich nun einbilden, ihm eine Menge der ärgsten Blößen, die er in einer Menge von Noten gegeben, vorwerfen zu können. Allein es wird dem armen gesunden Menschenverstande auch hier ergehen, wie es ihm oft in der Welt ergeht — das heißt: er wird vor einer mächtigeren Flagge alsbald die Segel streichen müssen!

Indem Hr. Nicolai z. B. bei der Friedländerschen Recension die Meinung aufstellt, sie sey aus der Feder seines Jugendfreundes, des Hrn. von Lüdemann geflossen, und indem er daher in zwei und funfzig angehängten Noten diesen Jugendfreund auf das Schonungsloseste durch Schimpfworte und andere studirt-böse Reden mißhandelt, erscheint er freilich in dem doppelten schlimmen Lichte: erstens als ein Mann, der sich leicht von einer vorgefaßten falschen Meinung irre leiten läßt und sie dann ohne besonnene Prüfung verfolgt, und zweitens als ein höchst unedler Freund, der das Böse, was ihm angethan seyn soll, durch noch Böseres zu überbieten strebt; allein ein Hellsehen-

der, welcher weiß, wie Alles gemeint ist, sieht darin nur eine etwas derbe Neckerei und Satyre auf eine Menge von sogenannten Freundschaften und auf das oftmalige, gehaltlose Geschwätz davon.

Auch in den fünf und dreißig Noten zu der Recension in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung, mit K. W—e unterzeichnet, tritt Hr. Nicolai, dem Anscheine nach, sehr unwürdig auf, indem er einem Manne, der über Italien recht sehr mitsprechen kann, wiederholt ein pueriles Urtheilen vorwirft, und auf Persönlichkeiten anspielt, die um so tadelnswerther sind, da Das, worauf der Verfasser seinen Notenmacher in scheinbarem Zorne anspielen läßt, diesem Hrn. K. W—e doch wahrlich am wenigsten zum Vorwurf zu machen ist. Allein wenn es nun Hrn. Nicolais Absicht war, es recht handgreiflich zu zeigen, zu welchen elenden Fechterstreichen scharf kritisirte, gut getroffene Scribenten in ihren Antikritiken manchmal ihre Zuflucht nehmen: wer will wegen der Einkleidung, die seine Laune hiebei zu wählen für gut fand, ernstlich mit ihm hadern?

Es ist freilich ein arger Widerspruch, daß Hr. Nicolai, der in seinem Buche fast nur Tadel und Mißtrauen gegen die Italiener ausspricht, und nach Seite 271 zu der angeführten, alle Italie-

ner verdammenden Ansicht Smollets, daß jeder Italiener ein Verräther sey, der auf Betrug ausgehe, in Note 12 die bestätigende Sentenz hinzufügt: „Und ist es noch jetzt für Jedermann!" — es ist freilich, sage ich, ein arger Widerspruch, daß dieser nämliche Hr. Nicolai dann S. 334 in Note 28 sagt: „Behüte Gott, daß ich mir alle Italiener schlecht denken sollte! — — es giebt auch in Italien gewiß mehr gute, als böse Menschen u. s. w."

Es ist freilich höchst lächerlich, wenn Hr. Nicolai, der auf seiner Reise soviel Verdruß, Hader und Zank zu bestehen gehabt, und an mehreren Stellen berichtet, daß er vor Aerger nicht habe essen können, in einer Recensionsnote versichert, daß seine gute Laune in Italien unverwüstlich gewesen sey; desgleichen, daß er in seinem Buche ohne üble Laune und Leidenschaft geurtheilt habe, da es von ihm erst in der Heimath geschrieben sey — wogegen der gesunde Menschenverstand doch sagen muß, daß jenes Buch ja nur die weitere Ausführung eines Tagebuchs sey, auf das gewiß nur zu oft die üble Laune und bittre Verstimmung des Augenblicks einwirkte.

Was soll der gesunde Menschenverstand vollends zu Note 15 Seite 331 sagen, wo Hr. Nicolai ver-

sichert, daß ihm in Italien **nichts** entgangen sey, nnd daß er viel mehr bemerkt habe, als **irgend ein Reisender vor ihm (!!!)** — (er, dem so unzählich viel von den Merkwürdigkeiten Italiens, bei der Flüchtigkeit seiner Reise und der verkehrten Ausführung derselben, entgangen ist — er, der nicht einmal bemerkt hat, daß in Italien Weizen gebaut wird.) — Nun ja! Widerspruch auf Widerspruch! Lächerlichkeit auf Lächerlichkeit! Eine herrliche Anthologie von Verkehrtheiten ließe sich nicht allein aus dem Buche selbst, sondern auch aus den Noten zu den Recensionen zusammentragen! Allein rechne man Herrn Nicolai doch ja nicht als gegebene, klägliche Blöße an, was er, in übersprudelnder, lustiger Laune (bald beleidigt und erzürnt, bald hartnäckig-rechthaberisch, bald selbstgefällig und geschmeichelt thuend) mit einer unerschöpflichen Genialität, wie unsre Literatur sie bisher noch nicht aufweisen konnte, aufs Papier wirft! Er will in jenen Noten Vieles erst noch recht auf die Spitze treiben! Er will widersprechendes, lächerliches, unpassendes, unhaltbares, närrisches, ja tolles Zeug zu Markte bringen, theils weil seine geniale Laune ihn überhaupt dazu treibt, theils weil die Aufnahme der ersten Auflage seines Buches bei einem großen Theil des Publikums ihm gezeigt hat, **wie viel es sich**

bieten lasse, und weil er also meint, seine Einfälle mit recht dicker Dinte und recht derber Feder auf's Papier werfen zu müssen, damit man endlich merke, daß es ihm mit Allem nicht Ernst, sondern nur Spas sey.

Meint man, ich sage hiemit zuviel: nun so lese man z. B. Seite 270 die Note 7. Da macht er zu der Bemerkung eines Italieners, daß Italien für Smollet ein Gegenstand rasend zu werden gewesen sey, den bestätigenden Zusatz: „Und ist es für jeden vernünftigen Menschen, der nicht vom Tollwurm des Enthusiasmus gebissen worden." Hienach erklärt er, ohne Gnade und Barmherzigkeit, sich selbst für toll oder rasend, denn entweder ist er, vom Tollwurm des Enthusiasmus gebissen, schon toll hingekommen nach Italien, oder, kam er ohne Enthusiasmus, als ein vernünftiger Mensch nach Italien: so hat ihn Italien rasend machen müssen. — Man sieht, Herr Nicolai ist ein Humorist, dem es noch zu wenig ist, vor seinem Publikum mit einer Schellenkappe zu spielen, und der daher des stärkern Effekts wegen, selbst mit einer Tolljacke spielt!

Aber die höchste Höhe von tollthuendem Humor hat er doch Seite 367 Note 1 erreicht, wo er sagt, er wünsche, daß sein Werk **in den**

Gymnasien und Schulen eingeführt werde, um die nachtheiligen Irrthümer über Italien, die selbst durch Jugendschriften verbreitet würden, im Keim zu ersticken!

Hier muß doch wohl auch der einfältigste Leser endlich merken, daß Herr Nicolai unter allen deutschen Schriftstellern der allerärgste Spasvogel ist, der mit seinen Noten, und also auch mit seinem ganzen Buche, das Publikum nur zum Besten hat. Wäre es ihm Ernst mit dieser Note und dem darin ausgesprochenen Wunsche gewesen: so müßte er, als er ihn niederschrieb, in einem Zustande gewesen seyn, der es wohl nöthig gemacht hätte, ihm einen Kranz von Blutigeln um die Stirn zu winden und eine Krone von Eis aufs Haupt zu setzen. Da von dergleichen nöthig befundenen Operationen aber nichts verlautet: so ergiebt es sich unwidersprechlich, daß er, um das Publikum zum Narren zu haben, nur so thut, als ob er selbst für einen gehalten seyn wolle. — Er gleicht einem lustigen Seiltänzer, der alle Augenblicke einen faux-pas zu machen scheint, und, während das Publikum, durch seinen Purzelbaum erschreckt, laut aufschreit, es wegen des Mißverstehens seines Kunststücks recht von Herzen auslacht.

Dies Alles nun als feste Wahrheit angenommen, kann ich Hrn. Nicolai nicht laut genug applaudiren, wegen des köstlichen Einfalls, daß sein Buch in Gymnasien und Schulen eingeführt werden möge. Eine ganze laterna magica voll der ergötzlichsten Bilder thut sich vor mir auf, indem ich diesen burlesken Wunsch des Hrn. Nicolai näher beleuchte.

Denke ich mir nämlich, es würde da der eine oder der andere mysticirte Leser des Nicolaischen Buchs dermaßen vom „Tollwurm des Enthusiasmus gebissen", daß er es sich zur Aufgabe seines Lebens machte, zur ernstlichen Erfüllung jenes spashaften Wunsches, sein ganzes Vermögen und seine ganze Thätigkeit daran zu setzen, um in allen Gymnasien und Schulen das Nicolaische Werk eingeführt zu sehn: welch eine Sündfluth von tollem Spas sehe ich da sich über die Welt ergießen! — Das Erste und Nöthigste was geschehen müßte, wäre die Stiftung eines Seminars zur Bildung von Professoren für die Lehrstühle in der Nicolaischen Philosophie. Dann wäre zunächst das Dringendste: die Anlage einer Stereotyp-Druckerei, um das Nicolaische Buch, zu spottwohlfeilem Preise, in Hunderttausenden von Exemplaren herzustellen, und zwar — dem Schönheitssinn des Verfassers zu Ehren — je-

der Buchstabe, so wie auch das Bildniß des Verfassers, mit ziegelrother Farbe gedruckt.

Da es aber nicht blos in Deutschland und den übrigen europäischen Ländern, sondern in der ganzen Welt solche Thoren giebt, welche Italien für ein schönes und interessantes Land halten, und Lust haben, es kennen zu lernen: so verlangt ein eifriger kosmopolitischer Sinn durchaus, daß das Nicolaische Werk (welches durch die Einführung in tausend Schulklassen jedenfalls ein klassisches würde) in alle Sprachen unsers Erdballs eiligst und schleunigst übersetzt werde.

Daß alles dieses nicht von einem Kosmopoliten, und wenn er auch von zehn Tollwürmern des Enthusiasmus gebissen wäre, ausgeführt werden könne, sondern daß deren mehrere, ja viele, sich zu so edlem Zwecke vereinigen müßten, das versteht sich von selbst.

Auch müßten Missionaire — freiwillige, oder auch im Nothfall gepreßte — in aller Welt Länder ausgeschickt werden, zur Verbreitung der Nicolaischen Lehre unter Christen, Juden, Muhamedanern, Hindus und Heiden &c. &c., Missionsvereine müßten gestiftet, Missionsstunden gehalten, Missionsberichte vorgelesen und gedruckt werden! Doch das

würde sich, wenn die Sache nur erst gehörig Wurzel geschlagen, schon von selbst machen.

Um recht erfolgreich zu wirken, müßte man die vornehmen, verzärtelten Muttersöhnchen auf die Hottentottenkost und die schlechte Jauche von Wein nebst den harten Kopfkissen in Italien aufmerksam machen, die Musiker belehren, daß die Musik dort in den letzten Zügen liege, den Malern und Bildhauern einprägen, daß Italien als Landschaft schlecht und an schönen Modellen bettelarm sey,*) den Architekten, daß seine Ruinen meist unbedeutend und nachgemacht

---

*) Hiegegen könnte ein vorlauter Künstler vielleicht einwenden, daß Raphael, Tizian, Thorwaldsen, und viele andere Kunstheroen, in Italien zu ihren bewunderten Werken doch wohl sehr befriedigende Studien, an lebenden Modellen gemacht haben müssen — ferner, daß Italien, in malerisch-landschaftlicher Beziehung, doch wohl nichts weniger, als verwahrlost seyn müsse, da so manche Künstler, die, um Raphael und die Antiken zu studiren, nach Italien gingen, dort wieder Erwarten zur Landschaftmalerei übertraten, wie z. B. neuerlichst der Ungar Marko, der in Wien auf den Historienmaler hinararbeitete, und in Italien sich zu dem trefflichsten Landschaftmaler ausbildete, der jetzt in Rom zu finden ist. — Einwendungen dieser Art müßten als ungehörige Naseweisheit von den Nicolaischen Schul-

seyen, den Schriftstellern, daß Herr Nicolai schon allen Stoff ausgebeutet habe, den blos Vergnügungslustigen, daß sie ohne Eselshäute dort nicht aushalten könnten — in Summa, daß man in Italien mindestens noch einmal so viel Plagen finde, als weiland in Egypten.

Bei den halbjährigen, öffentlichen Catechisationen über das Nicolaische Buch müßten die gutbestehenden, zum Nicolaicismus bekehrten Zöglinge mit den beliebtesten vaterländischen Gerichten bewirthet, dagegen die schlechtbestehenden, zum Nicolaicismus noch nicht bekehrten Zöglinge durch Vorsetzung von gebackenen Waschlappen bestraft werden.

Da aber nicht allein die männliche, sondern fast eben so sehr die weibliche Welt von der Lust, nach Italien zu reisen, angesteckt ist; so versteht es sich von selbst, daß auch in den weiblichen öffentlichen und Privat-Schulanstalten das Nicolaische Werk eingeführt und von wohlunterrichteten, dem Nicolaischen Glauben zugethanenen Lehrern erläutert und erklärt werden müßte. Als vorzüglich interessant würden sich hiebei unfehlbar die Kapitel des Nico-

meistern mit Strenge zurückgewiesen werden, als strafbare Ketzereien gegen den wahren Nicolaischen Glauben.

laischen klassischen Werks herausstellen, in welchen von der Hetärengasse Neapels und von den liederlichen Pygmäen, den Pompejanern, die Rede ist!! Was für unschätzbare Belehrungen und Erörterungen für die weibliche Jugend würden hiedurch herbeigeführt werden! Was für segenreiche Bemühungen müßte Das geben, um, unter Herrn Nicolais Aegide, die weibliche jugendliche Schaamhaftigkeit, Unschuld und Sittlichkeit gänzlich niet- und nagelfest zu machen!

Kurz! es wäre das kolossalste pädagogische Narrenspiel, das die Welt jemals gesehen hat, wenn ein enthusiastischer Abderit in jener merkwürdigen Note den Scherz für Ernst nähme, und mit philantropischem Eifer Herrn Nicolai's Wunsch zu erfüllen suchte. — Jedenfalls hat Herr Nicolai durch den genialen Einfall in jener Note seinen neun nnd neunzig mystificirenden, neckischen Aeußerungen, scheinbar konfusen Urtheilen, Ansichten und lächerlichen Lamento's die Krone aufgesetzt. Volle Ehre ihm also, wie sie ihm dafür gebührt!

Schluß=Accord.

Hier sollte mein Buch zu Ende seyn; aber ich muß doch noch einige Zeilen hinzufügen. — Hinter die Schluß=Cadençe gehört ja auch ein Schluß=Accord.

Ich sehe nämlich unerwartet meine Bibliothek durch zwei sehr spashafte lateinische Werkchen bereichert, über welche ich den geneigten, wie den ungeneigten, Lesern meines Buchs doch einige Worte sagen möchte.

Diese Werkchen sind: 1) Die Floia, das heißt: „ein kurzes Gedicht über die Flöhe, jene schwarzen Thierchen, die fast alle Menschen, Männer, Frauen und Jungfrauen zu behüpfen und mit ihren spitzen Schnäbeln zu stechen und zu beißen pflegen." Der Verfasser nennt sich Knickknackius

aus Flohland. *) — 2) Eine (zur Mystification des Publikums, Göthe'n zugeschriebene) „juristische Abhandlung über die rechtlichen Verhältnisse der gemeinsamen Freunde (spiritus familiares) der Frauen, das ist der Flöhe. **)

Aus diesen beiden Werkchen ergiebt sich zuvörderst, daß man die Flöhe als sehr beißige, unverschämte Bestien, schon längst auch in dem freundlichen farbigen Hause der holden mütterlichen Frau, Germania, kannte, und sie nicht erst in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia aufzusuchen brauchte, ja daß sie selbst in den nördlicheren, weit ab von Italien liegenden Gegenden Deutschlands sehr einheimisch sind, da Hr. Knickknackius sich in der Bildung seiner, zum Theil höchst glücklich erfundenen küchenlateinischen Wörter unverkennbar als ein, an das Plattdeutsche gewöhnter Niedersachse zu erkennen giebt und endlich selbst Hamburg erwähnt.

Dann liefern diese beiden Werkchen auch den Beweis, daß ein munterer, guter Kopf selbst aus einer egyptischen Plage den Stoff zu erheiterndem

*) Neue Auflage, Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

**) Frankfurt 1768. Mit deutscher Uebersetzung erschienen in Berlin bei Duncker. 1839.

Scherz (wie eine Biene aus einer Diestel Honig) schöpfen, und aus einem eigentlich unwürdigen Gegenstande ein belustigendes, geistreiches Werk bereiten kann.

Vorzüglich interessant möchte hiebei die Betrachtung seyn, von wie verschiedenen Seiten genialer Humor einen solchen Gegenstand anzuschauen und dann schöpferisch zu erfassen, im Stande ist.

Hr. Knickknackius schildert die Unverschämtheiten des Floh's in hochtönenden Hexametern, die er aus den possirlichsten küchenlateinischen Wörtern zusammenbaut. Er schildert, wie die Flöhe nicht Kaiser, nicht König, nicht Patriarchen, nicht Kardinal scheuen, ja ihm, dem Verfasser, selbst indem er dies schreibt, keine Ruhe lassen. Seine lustigen Brüder, wenn sie gleiche Plage empfinden, sollten seiner und seines Gedichts in Freundschaft gedenken. — Der Scherz mit der Sprache ist der Hauptzweck bei seinem Gedicht.

Ganz anderer Art in Witz und in Einkleidung desselben ist die Abhandlung über die rechtlichen Verhältnisse der Flöhe. Sie ist eine treffende, geistreiche Satyre, auf alte, steifbeinige, juristische Gelehrsamkeit und pedantische Gelehrtthuerei. Immer mit ernsthafter Haltung wird in 43 Paragraphen, in elegantem Latein, und gespickt mit einer Menge ge-

lehrter Citate, ein scherzhafter Satz nach dem andern abgehandelt, um mit schalkhafter Gründlichkeit die rechtlichen Verhältnisse der Flöhe zu erörtern. Es wird — um wenigstens Einiges näher zu erwähnen — gesprochen von Name und Geschlecht der Flöhe; über adelige und bürgerliche Flöhe; über sie in Bezug auf Gütergemeinschaft zwischen Eheleuten; über die Strafbarkeit eines Floh's, welcher die Stadtmauern überspringt; ob ein Floh mit dem Tode bestraft werden könne, und viel mehr dergleichen. Nach § 25, welcher davon handelt, was wegen der Wirthshausflöhe Rechtens sey, hätte Herr Nicolai überall in Italien den Wirthen die Zahlung verweigern können, und daher schöne Gelegenheit zu Ersparungen und noch vermehrten Zänkereien gehabt.

Blickt man nun noch auf Göthe zurück, welcher den Mephistopheles in Auerbachs Keller ein Lied zu Ehren eines königlichen Floh's singen läßt: so darf man sich nicht darüber wundern, daß auch Hr. Nicolai nach diesem so nahe liegenden Thema griff, und in dem Floh einen würdigen Gegenstand für seine schriftstellerische Feder erkannte. Die alte pedantische Docenz verschmähend, von ihnen in lateinischer Sprache zu reden, lös'te er kühn als guter Deutscher, in deutscher Sprache die Auf-

gabe die er sich gemacht hatte. Und da das Genie sich überall neue Bahnen zu brechen weiß: so schlug er überhaupt einen ganz andern Weg ein, als seine Vorgänger. Er versetzte die Scene nach Italien, kleidete seinen Witz in die Form einer lamentablen Reisebeschreibung und sich selbst in die lächerliche Maske eines wie besessenen — von Flöhen halb aufgefressenen — desperaten Reisenden, so daß er sein Buch — um es zu einem Seitenstück von Göthes Werther zu stempeln — füglich hätte: „die Leiden des jungen (oder auch des Divisions-Auditeurs) Nicolai" betiteln können.

Und er täuschte mit seiner Maske und mit seinen Jeremiaden und den sich selbst angedichteten Verkehrtheiten die ganze deutsche Lesewelt auf eine so meisterhafte Weise, daß Jedermann aufs Vollständigste angeführt ward und allen seinen, noch so tollen Spas für Ernst hielt! — Das ist unendlich mehr als einer seiner Vorgänger geleistet hat! Daher — obgleich die beiden oben gerühmten Werkchen sehr ergötzlich sind — können sie doch mit dem humoristischen Werke des Herrn Nicolai sich durchaus nicht messen; und ihm, **ihm** gebührt der unbestreitbare Ruhm, ein so merkwürdiges Flohbuch

geschrieben zu haben, wie noch keins geschrieben ist, und wie auch wohl nie eins geschrieben werden wird. — — Er kann nun ruhen auf seinem Lorbeer!

Halle,
Druck der Gebauer-Schwetschkeschen
Buchdruckerei.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, August G., 1769-1845

Italien, wie es mir erschienen ist

Bd.: 2

Halle 1839

It.sing. 319 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466739-2